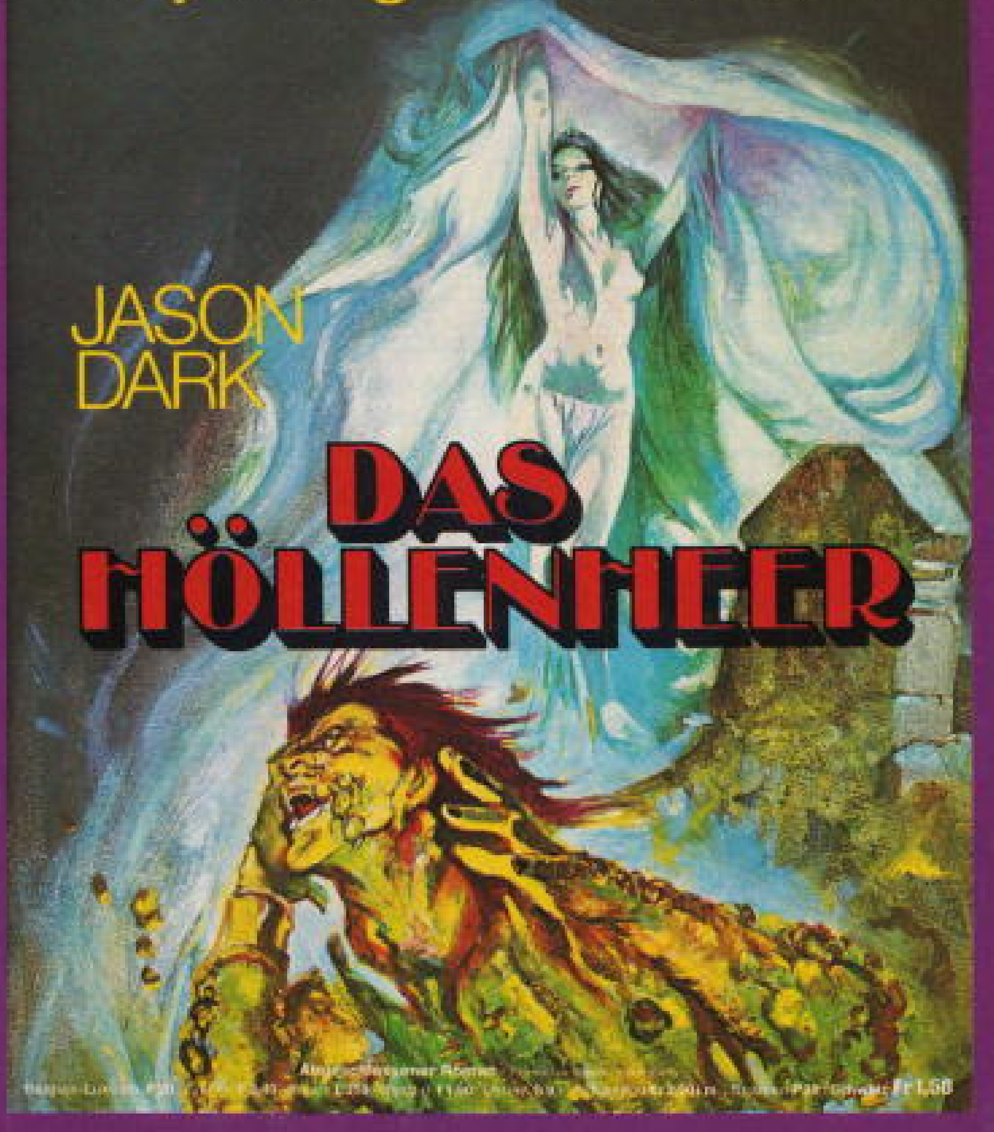
1,20 DM / Band 80

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut





Das Höllenheer

Gespenster Krimi Nr. 80

von Jason Dark

erschienen am 25.03.1975

Titelbild von Esteban Maroto

Sinclair Crew

Das Höllenheer

Irgendwann in der Nacht kam Mary-Lou Nikuta nach Hause. Sie schloß die Tür des kleinen Einfamilienhauses auf und streifte zuerst die Schuhe von den Füßen. Durch den dunklen Wohnraum ging sie zu der kleinen Treppe, die in das Obergeschoß führte.

Ihre rechte Hand umfaßte das Geländer – und…

Mary-Lous Herz machte einen Sprung. Zwischen ihren Fingern klebte eine glitschige Flüssigkeit. Die Frau schluckte. Ekel überfiel sie. Sie wandte sich um und hastete zum Lichtschalter, drückte ihn herunter…

Der sternförmige Leuchter an der Decke flammte auf. Mary-Lou starrte auf ihre Hand.

Sie war blutverschmiert…

Wie lange Mary-Lou unbeweglich auf einem Fleck gestanden hatte, wußte sie nicht. Erst später überfiel sie das Grauen. Ihr Schrei gellte durch das verlassene Haus und endete in einem leisen Wimmern. Wie magnetisch wurde ihr Blick von dem blutigen Geländer angezogen. Das Blut zog sich wie ein dunkelroter Film über den gesamten Handlauf, bis zu dem ersten Knick, der den Beginn eines Ganges anzeigte.

»Ich – ich kann nicht mehr!« stöhnte die Frau und schlug beide Hände vor das Gesicht. Die blutige, rechte Handfläche schmierte über ihre Haut. Mary-Lou spürte die klebrige Flüssigkeit und riß die Hände angewidert zurück.

Schluchzend sank sie zusammen. Sie fiel auf den mit dicken Teppichen belegten Boden und vergrub ihr Gesicht in den angewinkelten Armen, Sie hatte es geahnt! Der gräßliche Fluch der Kalhori war Wirklichkeit geworden. Erst hatte sie es nicht wahrhaben wollen, aber jetzt…

***

Mary-Lou Nikuta hatte sich zum Spaß dieser Sekte angeschlossen. Einer Sekte, die eine schreckliche Dämonengöttin aus dem fernen Tibet verehrte. Mary-Lou hatte eigentlich nur vorgehabt, etwas anderes, Außergewöhnliches zu erleben. Ihr ganzes Dasein war nach dem Tod ihres Mannes sinnlos geworden. Langeweile kroch in ihr Leben. Dann war sie durch Zufall auf die Sekte gestoßen. Jetzt hatte sie wieder eine Aufgabe gehabt. Sie war eingeweiht worden in geheimnisvolle fernöstliche Rituale, hatte sich mit den Lehren der Dämonengöttin Kalhori befaßt und war schließlich zu einer Dienerin der Göttin geworden. Doch dann verlangte man von ihr das erste Opfer. Sie sollte einen Menschen töten.

Ein junges Mädchen!

Mary-Lou Nikuta hatte abgelehnt. Und ihr war bewußt gewesen, daß dies einem Todesurteil gleichkam. Denn die Rache der Göttin war grauenhaft. Zwei Wochen waren seitdem vergangen.

Wochen, in denen sich nichts ereignet hatte.

Bis zu der heutigen Nacht. Langsam hob die Frau ihren Kopf. Noch immer stierte sie aus weit geöffneten Augen auf das blutverschmierte Treppengeländer, und ihr wurde überdeutlich bewußt, daß sie Kalhoris Rache nicht entgehen konnte.

Plötzlich hörte sie Schritte! Mary-Lou erstarrte.

Die Schritte kamen aus dem Obergeschoß, näherten sich mit einer nahezu brutalen Gleichmäßigkeit.

Mary-Lous Herz pochte rasend. Wollte man sie jetzt holen? War die Stunde der Vergeltung gekommen? Die Schritte verstummten.

Mary-Lous Atem ging keuchend. Hatte sie sich das alles nur

eingebildet? Spielten die überreizten Nerven ihr einen Streich? Nein, das blutbesudelte Geländer blieb! Mary-Lous Blicke wanderten höher, tasteten jede einzelne Stufe ab. Und dann sah sie den Mann!

Groß, drohend und unheimlich stand er vor der letzten Stufe. Das Licht reichte gerade aus, um alles genau erkennen zu können. Der Mann war ein Mönch! Ein Diener Kalhoris. Er trug eine gelbe Kutte und hatte die Arme in die weiten Aufschläge seiner Ärmel geschoben. Sein Gesicht war entstellt.

Der Mönch trug eine schreckliche Maske, die das Aussehen eines Vogels hatte. Über dem langen Schnabel wuchsen zwei riesige Augen, in denen rote Kreise flirrten. Der Mund war eine kleine, ovale Öffnung. In unregelmäßigen Abständen quollen heiße Schwaden daraus hervor. Dieser Mönch war eine Kreatur der Hölle! Der Unheimliche begann zu sprechen. In einer fremden, uralten Sprache, die Mary-Lou Nikuta nie zuvor gehört hatte und doch plötzlich verstand.

»Du hast der Göttin den Gehorsam verweigert. Und deshalb wird Kalhori dich in ihr finsteres Reich nehmen. Du wirst sterben und doch nicht sterben. Die Qualen des Dämonenreiches werden dir zuteil werden, und du wirst es bereuen, eine Abtrünnige geworden zu sein!«

Der Mönch setzte sich in Bewegung. Langsam nahm er die Stufen. Wie ein vorprogrammierter Roboter. Wahrscheinlich war er das auch. Auf jeden Fall kannte er nur ein Ziel: Der Göttin zu dienen.

Mary-Lou Nikuta schüttelte den Kopf. Ihr dunkles Haar wirbelte hin und her. Sie hatte beide Handflächen auf den Boden gestützt und konnte das Unheimliche nicht begreifen, Dicht vor der Frau blieb der Mönch stehen. Seine Hände glitten aus den weiten Ärmeln. Schwarze, verkohlte Haut kam zum Vorschein. Seine Hände sahen aus, als wären sie verbrannt worden. Die Finger waren lang und extrem kräftig, regelrechte Mordwerkzeuge. Mary-Lou Nikuta sah nur diese Finger. Sie spürte sie schon um ihren Hals und hatte plötzlich das Gefühl, sich übergeben zu müssen.

»Steh auf!« befahl der Mönch. Die Frau gehorchte. Sie bebte an allen Gliedern, lehnte mit dem Rücken gegen die Tür und dachte doch nicht einen Moment an Flucht. Die rechte Hand des Mönchs verschwand unter seiner gelben Kutte. Als sie wieder hervorkam, hielten die Mörderfinger einen spitzen Stab umklammert. Der Stab war durchsichtig und funkelte im Lampenlicht in unzähligen Farben.

»Es ist der Stab der Rache«, sagte der Mönch. »Er ist Jahrtausende alt und von der Göttin selbst erschaffen worden. Durch diesen Stab wirst du als Mensch die Hölle der Dämonen kennenlernen, wirst in einem ewigen Feuer dahinsiechen.«

Der Mönch hob den Arm. Jetzt endlich erwachte Mary-Lou aus ihrer Erstarrung, »Nein!« flüsterte sie. »Ich will nicht sterben. Bitte, laßt

mich leben! Ich werde alles tun, ich werde alles…«

»Zu spät, Abtrünnige!«

Der Stab glitzerte vor Mary-Lous Augen. Sie sah die Spitze, scharf wie ein Diamant. Mit einer verzweifelten Bewegung warf Mary-Lou Nikuta sich vor, prallte mit einem letzten Aufbäumen gegen die Gestalt des Unheimlichen. Der Mönch wurde von dem plötzlich Angriff überrascht. Er wich automatisch zurück. Dadurch bekam die Frau seine Maske zu fassen. Mit einem Ruck riß sie sie ab!

Das Entsetzen sprang sie an wie ein Tier. Der Mönch hatte kein Gesicht!

Eine blaugraue, schwammige Fläche bot sich den Augen der Frau. Und plötzlich begann die Fläche zu strahlen, wurde immer heller und schien mit einem leisen Knall zu zerplatzen. Aber das sah Mary-Lou bereits nicht mehr. Bewußtlos lag sie am Boden. Ihre Nerven hatten nicht mehr mitgespielt. Dieser Mönch beugte sich über die leblose Frau. Dann stieß er mit dem gläsernen Dolch zu.

Die Göttin Kalhori hatte ihre Rache vollendet.

***

Schneeflocken tanzten wie kleine, glitzernde Punkte durch die Luft. Es war kalt, und dazu fegte noch ein schneidender Februarwind über London. Wer in dieser Nacht nicht unbedingt hinaus mußte, blieb in der Wohnung hinter dem warmen Ofen oder Heizung hocken. Anders die beiden Männer.

Sie standen in einer Einfahrt, einigermaßen geschützt vor dem kalten Wind. Sie trugen dicke, fellgefütterte Wintermäntel und hatten die Kragen hochgeschlagen.

»Wenn wir uns hier umsonst die Füße anfrieren, kündige ich dir die Freundschaft«, sagte der große, blondhaarige Mann und unterdrückte gewaltsam ein Niesen. Sein Begleiter schüttelte den Kopf.

»Sei doch nicht so verdammt ungeduldig. Wenn ich sage, dort drüben ist es, dann stimmt das. Mein Informant ist zuverlässig.«

»Wie heißt noch das Sprichwort? Irren ist menschlich.«

»Bei dir vielleicht.«

»Da hast du sogar recht, mein lieber Bill«, erwiderte John Sinclair. »Ich mache den Fehler nicht noch einmal und suche mir dich doch als Freund aus.«

John Sinclair und Bill Conolly beobachteten das Haus schon über zwei Stunden. Bill hatte gehört, daß sich dort eine Sekte versammeln sollte, die irgendeinen Dämon oder den Teufel anbetete.

Und John Sinclair interessierte sich immer für solche Dinge. John Sinclair war Inspektor bei Scotland Yard. Er war praktisch die Ein-Mann-Feuerwehr dieser Organisation und wurde nur dort eingesetzt, wo normale kriminalistische Mittel versagten.

Immer wenn etwas Übersinnliches im Spiel war, trat John Sinclair in Aktion. Er hatte in seiner kurzen Laufbahn schon die haarsträubendsten Abenteuer erlebt, die ein normal denkender Mensch kaum begreifen konnte. Dabei war John Sinclair oft nur knapp mit dem Leben davongekommen, und es war immer eine Frage, ob er auch den nächsten Fall überstehen würde, denn wer sich mit der Welt der Geister und Dämonen anlegt, bleibt meistens der zweite Sieger.

John Sinclair hatte die Dreißig eben überschritten, war groß, sportlich durchtrainiert und hatte blondes, kurzgeschnittenes Haar. Seine Augen blickten meist etwas spöttisch, und um seine Mundwinkel lag immer ein jungenhaftes Lächeln. Man hätte diesen Mann eher für einen Tennis-Star halten können, als für einen Geister-Killer.

Sein Freund Bill Conolly, mit dem er in dieser zugigen Toreinfahrt stand, war Reporter von Beruf. Er arbeitete nach seiner Heirat als freier Mitarbeiter bei allen großen Magazinen der Welt, und was John Sinclair als Beruf hatte, war bei ihm Hobby. Sehr zum Leidwesen seiner jungen, außerordentlich hübschen Frau Sheila, die auch schon in manches Abenteuer mit hineingezogen worden war.

Das Haus, das die beiden Männer beobachteten, lag in einer schmalen Straße im Londoner Stadtteil Soho. Hier schien die Zeit stehengeblieben zu sein. Die Häuser waren schmal und uralt. Die Fassaden waren zum Teil abgeblättert, so daß das rohe Mauerwerk durchkam. Das Pflaster der Straße bestand aus Kopfsteinen, auf denen der feine Schnee sofort schmolz. In der Nähe des Hauses, das sie beobachteten, brannte eine alte Gaslaterne, deren Schein jedoch noch nicht einmal den Boden erreichte.

Bis jetzt war noch niemand in das Haus gegangen. Nur einmal war ein Betrunkener daran vorbeigeschlichen. Noch eine halbe Stunde bis Mitternacht. Die Zeit schlich träge dahin. Irgendwo in der Nähe lachte eine Frau. Das Gelächter klang schrill und abgehackt. Wenig später fuhr ein Wagen durch die Straße. Schemenhaft erkannte John vier Männer in dem Fahrzeug. Die Kerle hatten bestimmt auch nicht vor, ihre Großmütter zu besuchen.

John holte seine Zigarettenschachtel aus der Manteltasche und klopfte Bill auch ein Stäbchen heraus. Der Reporter bedankte sich mit einem Kopfnicken. Johns Feuerzeug schnippte auf. Das Geräusch klang seltsam laut in der Stille. Sie rauchten schweigend.

Dann fragte John: »Was hast du deiner Frau eigentlich erzählt?«

»Ich wäre mit einem Verleger zum Essen?«

John grinste. »So spät noch?«

»Wir gehen ja indonesisch essen. Mindestens neun Gänge.«

Um Antworten war Bill Conolly nie verlegen. John schnippte als erster seine Zigarette auf die Erde.

Dann sagte er: »Langsam bin ich sauer, Bill. Dein komischer

Informant hat dich ganz schön reingelegt.«

»Vielleicht fangen sie erst um Mitternacht an.«

»Dann müßten sie aber langsam eintrudeln. Außerdem sucht sich kaum eine Sekte solch eine Bruchbude aus.«

»Vielleicht gibt es einen Geheimgang«, vermutete Bill »Kann ich mir auch nicht so recht vorstellen.«

»Wir können ja mal nachsehen.«

John Sinclair war einverstanden. Sie verließen die schützende Einfahrt. Augenblicklich peitschte ihnen der nasse Pappschnee ins Gesicht und legte sich wie ein weißer Helm über ihre Haare.

Das Schneetreiben wurde immer dichter. Dann standen sie vor dem Haus. Es sah aus der Nähe noch älter aus. Die Männer stellten auch fest, daß das Haus nicht bewohnt war. Jedenfalls gab es keine Namensschilder. Wahrscheinlich diente die Bude Pennern als Unterschlupf. Aber die mußten ja auch irgendwie reinkommen. Zu der Tür führten fünf Stufen hoch. John nahm seine kleine Bleistiftleuchte und ließ sie aufblitzen. Überrascht pfiff er durch die Zähne. Die Tür war wesentlich stabiler, als das Haus selbst. John erkannte eine gebogene Klinke und darunter ein hochmodernes Sicherheitsschloß. Das war natürlich interessant. Wer investiert in ein unbewohntes Haus solch ein Schloß? Kaum jemand, es sei denn, er hätte etwas zu verbergen. Eine Geheimsekte, hatte Bill gesagt. Er konnte recht haben.

»Hast du was gefunden?« hörte John die Stimme des Reporters.

»Ja. Ein modernes Sicherheitsschloß. Sieh es dir an.«

»Ich glaube, hier ist etwas im Busch: Und was sagt der große Meister?«

»Wir werden zusehen, daß wir in das Haus kommen.«

»Aber wie? Durchs Fenster?«

»Kaum. Wenn die Tür so gesichert ist, wird es bei dem Fenster nicht, anders sein. Laß uns mal nachsehen.«

Die Fenster lagen ziemlich hoch. John und Bill mußten sich schon auf die Zehenspitzen stellen, um alles genau unter die Lupe nehmen zu können. John klopfte mit dem behandschuhten Fingerknöchel gegen die Scheibe. Das Geräusch klang dumpf, anders als bei normalen Scheiben.

»Das ist Panzerglas«, sagte John Sinclair.

»Dann gibt es wahrscheinlich auch eine Alarmanlage«, meinte Bill.

»Durchaus möglich.«

»Und nun, großer Geister-Jäger? Denk mal an meinen Geheimgang.«

John war schon ein Stück zurückgetreten und suchte nach Kellerfenstern. Dabei warf er zufällig einen Blick die Straße herauf. Durch das Schneetreiben sah er zwei große, gelbweiße Flecke. Die Scheinwerfer eines Wagens.

»Da kommt jemand, Bill!«

Der Reporter sprang die Stufen der Treppe hinunter. Der Wagen näherte sich langsam. Der Motor war kaum zu hören. Ein ungutes Gefühl veranlaßte John, in den Schatten der Hauswand zu treten.

Jetzt war der Wagen heran. Die Fahrertür wurde aufgestoßen. Ein Mann stieg aus. Er trug eine gelbe Kutte und…

John faßte nach Bills Arm.

»Sieh dir das Gesicht an!«

Der Reporter schluckte. »Verdammt«, flüsterte er. »Das ist ja gar kein Gesicht. Das ist eine Dämonenfratze.«

Noch hatte der Unheimliche die beiden Männer nicht gesehen. Er wandte sich wieder um und schloß die Fondtür des Wagens auf. Weit beugte er den Oberkörper hinein. Dann zerrte er irgend etwas vom Rücksitz. Johns Gesicht wurde hart. Er hatte erkannt, was der Unheimliche aus dem Wagen geholt hatte. Es war eine Leiche. Die Leiche einer Frau! Die Arme baumelten leblos zu beiden Seiten des Körpers hinab, das Haar fiel wie ein dunkler Schleier nach unten. Der Unheimliche wandte sich um.

Im gleichen Augenblick entdeckte er die Männer. Ganz kurz nur zuckte er zusammen. Dann stieß er einen Zischlaut aus. John und Bill sprangen vor. Der Unheimliche ließ die Frau fallen. Dumpf klatschte der Körper auf das Pflaster. Und schon krachte ihm Johns mörderischer Schlag in die Dämonenfratze. Der Mönch wurde zurückgefegt, knallte gegen den Wagen. Er hatte für einen Moment die Übersicht verloren, doch dann besann er sich auf seine magischen Kräfte. Ehe John nachsetzen konnte, vollführte der Unheimliche mit der rechten Hand eine kreisförmige Bewegung. Und plötzlich schoß eine Flammenwand zwischen ihm und John Sinclair hoch. Der Inspektor prallte zurück.

Er sah die Flammen auf sich zuzucken und erkannte darin gräßliche Dämonengesichter. Nur Hitze spürte er nicht. Es war ein kaltes Feuer.

Höllenfeuer!

Blitzschnell breitete sich die Feuerwand aus, raste auf Bill Conolly zu. Der Reporter stand wie festgenagelt. Zu sehr hatte ihn dieser Vorfall überrascht.

»Bill!!!«

Johns Schrei brach sich an den Häuserwänden und kam als langgezogenes Echo wieder zurück.

Im gleichen Augenblick hatte das Höllenfeuer den Reporter erreicht…

***

Bill Conolly sah die Flammenwand auf sich zurasen. Er wollte fliehen – doch irgend etwas bannte ihn auf der Stelle. Eine magische Falle!

Geschaffen von dem unheimlichen Mönch, der durch uralte

Zaubersprüche diesen Bann um den Reporter gelegt hatte. John Sinclair, der dies alles in Sekundenbruchteilen mitbekommen hatte, hechtete auf Bill zu, wollte ihn aus dieser tödlichen Falle reißen…

Er kam zu spät. Hart prallte der Inspektor auf das Pflaster, abgeschreckt von einer unsichtbaren Wand. Bill Conollys Schreie gellten in seinen Ohren. Das Höllenfeuer überflutete den Reporter wie eine riesige Welle. Doch dann war alles vorbei. Von einer Sekunde zur anderen sackte die Flammenwand in sich zusammen und erstarb. John Sinclair und Bill Conolly lagen auf dem Boden wie tot. Ein teuflisches Gelächter scholl hinter ihnen auf. Dann wurde ein Motor angelassen. Sekunden später war der Wagen verschwunden. Erst jetzt wich der Bann. John fühlte die Kälte durch seine Hosenbeine dringen und zog die Beine an. Hart und schnell ging sein Atem. Torkelnd kam er auf die Füße.

Auch Bill Conolly hatte den dämonischen Schock überwunden. Er zog sich an der Hauswand hoch und schüttelte verwundert den Kopf. Dann sah er den Inspektor.

»Zum Teufel, John, was ist geschehen?«

John Sinclair zuckte die Achseln. »Keine Ahnung, Bill.«

»Aber dieses Feuer. Es kam auf mich zu. Ich – ich müßte normalerweise verbrannt sein.«

»Tut mir leid, Bill. Aber ich habe keine Erklärung. Noch nicht.«

Es schneite noch immer. Der Flockenwirbel war sogar dichter geworden.

»Mensch, John.« Der Reporter faßte den Arm des Inspektors. »Die Frau. Der Unheimliche hatte sie liegen gelassen.«

Erst jetzt nahm John Sinclair das leblose Bündel am Straßenrand wahr. Mit ein paar Schritten war er bei der Toten. Die Frau lag auf dem Bauch. John drehte sie herum. Die Tote trug einen leichten Mantel und darunter Rock und Bluse. In Höhe des Herzens klaffte eine Wunde. Sie mußte von einem Dolch oder irgendeinem anderen spitzen Gegenstand stammen. So genau konnte John das in der Dunkelheit nicht feststellen. Die Tote hatte langes Haar und war überdurchschnittlich hübsch.

Außerdem trug sie keine Schuhe.

»Die Frage ist, was wollte dieser Kerl mit der Toten hier«, sagte Bill Conolly.

John Sinclair nagte nachdenklich an der Unterlippe. »Ich sehe nur eine Möglichkeit. Er wollte sie in das Haus bringen.«

»Aber weshalb? Eine Tote?«

»Das werden wir herausfinden. Komm, faß mal mit an!«

Sie trugen die Leiche in den Hauseingang. »Die Mordkommission können wir später anrufen.«

»Hast du dir die Autonummer gemerkt?« fragte Bill.

»Nein, ich habe ja kaum den Wagentyp erkannt. Ich vermute, daß es ein französisches Fabrikat war, mehr nicht.«

John wollte noch etwas sagen, als er hörte, wie an der bewußten Haustür von innen ein Schlüssel in das Schloß gesteckt wurde. John und Bill brauchten sich erst gar nicht groß durch Worte zu verständigen. Sie sprangen schnell die paar Stufen hinunter und preßten sich links und rechts des Einganges gegen die Hauswand. Die Tür schwang zurück. Sekunden später hörten sie einen überraschten Aufschrei. Die Person hatte jetzt die Leiche entdeckt. Ehe sich der Unbekannte von dem Schock erholen konnte, wunderte er sich ein zweites Mal. Da standen nämlich zwei Männer vor ihm, wobei einer ihn mit einer kleinen Bleistiftlampe anleuchtete. Dieser Mann war John Sinclair. Er sah in ein bärtiges Gesicht mit tiefliegenden Augen und dicht über der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen.

Und – was das Überraschendste war, der Mann trug ebenfalls eine Kutte. Allerdings eine braune.

Die Tür in seinem Rücken stand jetzt offen. Lichtschein drang aus dem dahinter liegenden Treppenflur und beleuchtete die drei Personen.

»Ich glaube, Sie sind mir eine Erklärung schuldig«, sagte John.

»Ich?« Der Kuttenträger ballte die Fäuste. »Wenn jemand eine Erklärung schuldig ist, dann sind Sie es. Was wollten Sie hier? Einbrechen? Oder eine Leiche vor die Tür legen?« Während dieser Worte deutete er auf die tote Frau.

»Das Letztere stimmt kaum«, erwiderte John. Er griff in seine Manteltasche und zückte den Dienstausweis. »Scotland Yard. Nur damit Sie beruhigt sind.«

Der Kuttenträger erschrak. Für einen winzigen Augenblick flackerte in seinen Augen Angst auf.

Doch dann hatte er sich wieder in der Gewalt.

»Ja, dann ist ja alles klar«, sagte er.

»Ich hatte angenommen, Sie wären zwei Mörder, die mir hier eine Leiche auf die Stufen gelegt haben. Aber wenn das so ist.«

John Sinclair schüttelte den Kopf. »Augenblick mal. Für Sie mag alles klar sein. Aber für uns nicht.«

»So…«, dehnte der Mann.

»Ich hätte da nämlich noch einige Fragen. Zum Beispiel über die Bewohner dieses seltsamen Hauses. Sie können mir sicher Auskunft geben.«

Der Kuttenträger stockte einen Moment. »Ich – äh – ich wohne hier allein. Deshalb sind auch keine Namensschilder angebracht. Ich habe das Haus gekauft, wollte, wie man so schön sagt, meine Ruhe haben.«

John mußte innerlich lachen. Diese Ausrede rangierte noch unter dem Wort billig. Aber John ließ den Mann in seinem Glauben, ihn

überzeugt zu haben.

»Das sehe ich ein«, sagte der Inspektor und kassierte dafür von Bill Conolly einen leichten Tritt.

»Übrigens, darf ich Ihren Namen erfahren, Mister?«

»Selbstverständlich. Ich heiße Gordon Flash.«

»Gut Mister Flash. Ich möchte doch gern die Mordkommission anrufen. Sie gestatten?«

Mit diesen Worten drängte er sich an dem verdutzten Kuttenträger vorbei. Gordon Flash wandte sich um. »Moment mal, Inspektor. So einfach geht das nicht. Haben Sie einen Durchsuchungsbefehl?«

John blieb stehen. »Ich will nicht Ihre Wohnung durchsuchen, sondern nur telefonieren. Wo leben Sie. Im ersten oder zweiten…?«

»Ich habe kein Telefon!« schrie Flash.

»Aber Mister.« John lächelte mokant.

»Ein Mann, der Panzerglasscheiben und Sicherheitsschlösser in sein Haus einbauen läßt, hat doch wohl ein Telefon. Es sei denn, er will es nicht zugeben und hat etwas zu verbergen.«

Gordon Flash sah seine Felle wegschwimmen. Er drehte durch. Ehe John es verhindern konnte, war seine Hand unter der Kutte verschwunden. Als sie wieder zum Vorschein kam, hielt sie eine Pistole, Marke Luger.

»Angriff auf einen Yard-Beamten kostet Sie einiges, Mister Flash«, sagte John.

Der Kuttenträger lachte. »Wer sagt denn, daß ich Sie nur angreifen will. Ich werde Ihnen eine Kugel durch Ihren dummen Polizistenschädel blasen.«

Der Kuttenträger ging vor, wollte sich noch besseres Schußfeld verschaffen. Da knallte plötzlich ein brettharter Handkantenschlag auf seinen pistolenbewehrten Arm. Die Waffe wurde ihm aus den Fingern geprellt und schlidderte über den gefliesten Boden. Ehe der Kuttenträger überhaupt zu einer Gegenreaktion kommen konnte, warf ihn Bill Conollys zweiter Schlag gegen die Haus wand.

»Halt!« rief John, als er sah, daß der Reporter zum drittenmal ausholen wollte. »Mister Flash wird bestimmt genug haben.«

Der Kuttenträger hatte. Wie ein Häufchen Elend hockte er auf dem Boden. John steckte die Luger ein und zog ihn hoch. Dabei sagte er: »Man soll nie den zweiten Mann vergessen, Mister Flash. So, und jetzt werden Sie verstehen, daß wir uns ganz besonders für dieses Haus interessieren. Bill, nimm ihn in den Polizeigriff.«

»Nichts lieber als das«, brummte der Reporter.

Der Flur, in dem sie standen, war ziemlich lang. Etwa auf der Hälfte wurde er breiter, denn von hier ab führte eine Treppe in die oberen Geschosse. Treppe war zuviel gesagt, denn es waren oft nur noch Holzreste vorhanden. Oben konnte also niemand hausen.

Blieb der Keller. Die Eingangstür lag am Ende des Flures, versteckt in einer kleinen Nische. Die Tür war offen. Rötlicher Lichtschein enthüllte eine Steintreppe. In der Luft hingen seltsame Gerüche. Sie erinnerten John an Räucherstäbchen aus Indien oder Japan. Gordon Flash ging mit Bill Conolly vor. Die Treppe hatte nur acht Stufen und endete ebenfalls in einem Gang. Die Wände waren mit schwarzem Samt behangen, auf dem seltsame Figuren und Zeichen dem Betrachter einen Angstschauer über den Rücken laufen ließen. Es waren Masken aus dem Dämonenreich, gräßliche Gestalten, die aus einer anderen Welt kamen und irgendwo auf der Erde verehrt wurden. Eine Ahnung stieg in John Sinclair auf. Sollte hier die Rückkehr eines Dämonen beschworen werden? John wurde unwillkürlich an einen Fall erinnert, in dem es ähnlich zugegangen war und er den Dämonendiener erst im letzten Augenblick in einem dramatischem Kampf in den Unterwasserkanälen von London hatte stellen können. Je weiter sie gingen, umso stärker und intensiver wurde der Geruch. Vor einem Durchlaß blieb Gordon Flash stehen. Es war eine Öffnung in der Mauer, die nach oben spitz zulief und ebenfalls durch einen schwarzen Vorhang verdeckt war.

»Los, geh weiter!« knurrte Bill.

»Nein! Kein Ungeweihter darf diese Stätte betreten!«

Flashs Stimme klang endgültig. Sie hatte eine Bestimmtheit, wie sie nur Fanatikern zu eigen war.

»Mach ja keinen Ärger, du…«

»Laß ihn, Bill«, sagte John Sinclair. Er ging an den beiden vorbei und schob den Vorhang auseinander. Die Dunkelheit umfing ihn wie ein Tuch. Im gleichen Augenblick legten sich zwei Hände um John Sinclairs Hals…

***

Plötzlich knallte die Kellertür zu!

Das Geräusch klang wie ein Pistolenschuß. Bill Conolly kreiselte herum. Dabei lockerte er zwangsläufig den Griff, mit dem er Gordon Flash festgehalten hatte. Der Kuttenträger nutzte die Gelegenheit und tauchte zur Seite weg. Mit einer wilden Bewegung machte er sich frei.

»Verdammt, ich…«

Bill kam nicht mehr dazu, weiterzusprechen. Eine Gestalt kam langsam die Treppe hinunter. Der rötliche Lichtschein zeichnete deutlich die Konturen einer Frau ab – und…

Bill Conolly stockte der Atem.

Die Frau war niemand anders, als die Tote aus dem Hauseingang. Bill Conolly würgte es im Hals.

Aus weit aufgerissenen Augen starrte er der »Toten« entgegen.

»Das ist doch unmöglich«, krächzte er. »Das kann doch nicht wahr

sein...«

Aus einer Ecke hörte er das Kichern des Kuttenträgers.

»Kalhori! Sie wird sich rächen. Wird dich mitnehmen in ihr dämonisches Reich!«

Bill Conolly erschauderte. Überdeutlich erkannte er die Wunde in der Brust der »Toten«. Die Wunde glühte tiefrot. Ein seltsames Strahlen ging von ihr aus. Wieder hörte er das Kichern des Kuttenträgers. »Die Zeit der Rache ist gekommen. Kalhori holt sich ihre Opfer. Auch du, Elender, wirst in das schreckliche Reich der Göttin eingehen und ihr Diener sein!«

Die Frau war stehengeblieben, starrte Bill Conolly an. Der Reporter hatte seinen ersten Schreck überwunden. Er wußte, daß er sich in einer Falle befand, war sich aber auch gleichzeitig klar, daß er sich kampflos nie ergeben würde. Bill suchte nach einer Waffe. Seine Augen tasteten den Gang ab.

Die Dämonenfratzen kamen ihm noch schrecklicher vor. Es schien, als würden sie auf einmal leben.

Augen rollten und wurden zu glühenden Punkten. Aus den aufgerissenen Mündern fauchte heißer Dampf, der sich betäubend auf Bills Atemwege legte. Der Reporter taumelte. Da sah er auch wieder den Kuttenträger. Gordon Flash kam mit seltsam verzerrtem Gesicht auf ihn zu. In den Händen hielt er zwei Messer. Bill wich zurück, berührte mit dem Rücken den Vorhang, der plötzlich hart wie Stein war. John, er ist verloren, schoß es dem Reporter durch den Kopf. Die Messer wischten dicht an seinen Augen vorbei. Die »Tote« stimmte plötzlich einen Klagegesang an. Die Sprache war fremdartig und klang grell in Bills Ohren. Und dann geschah das Unfaßbare. Auf einmal veränderte sich der Boden unter Bills Füßen, wurde weich wie Butter. Bis zu den Knöcheln sank der Reporter ein. Er wollte seine Beine hochreißen, doch eine andere Gewalt zog ihn mit aller Macht in die Tiefe.

Dicht vor sich sah Bill Gordon Flashs verzerrtes Gesicht. Auch die »Tote« hatte sich ihm soweit genähert, daß er sie greifen konnte. Mit einem verzweifelten Ruck warf sich Bill Conolly vor. Er wollte sich an der Kleidung des Kuttenträgers festklammern. Ein Tritt fegte ihm die Hände zur Seite.

Immer tiefer sackte Bill weg. Die Masse hatte bereits seine Hüften erreicht, näherte sich seinem Brustkasten.

»Das Reich der Dämonen wird dich verschlingen!« hörte er Gordon Flashs Stimme.

Der Reporter stieß noch einen gellenden Schrei aus, ehe ihn die wabernde Masse zusammendrückte.

Es war nur eine Frage von Sekunden, bis Bill Conolly endgültig verschwunden war.

***

Die beiden Penner drückten sich kichernd in den Hauseingang. Ihnen war ein für ihre Verhältnisse großer Fischzug gelungen. Sie hatten sich zwei Flaschen Whisky besorgt.

»Das wird ein Fest«, sagte der eine und zog den Korken mit den Zähnen heraus. Gierig trank er die scharfe Flüssigkeit.

»Hier, Paddy, nimm auch einen Schluck!«

Doch Paddy schüttelte den Kopf.

»Bist du krank?«

»Nee«, erwiderte Paddy. »Aber hier liegt eine.«

»Wo?«

»Hier, auf der letzten Stufe.«

Neugierig beugte sich der andere Penner herunter. Er mußte sich abstützen, denn er hatte schon vorher einiges verkonsumiert.

»Tatsächlich«, flüsterte er. »Ob die tot ist?«

»Ich glaube ja.«

»Du, Paddy, die hat einer alle gemacht. Guck mal. Die Brust, die ist ja ganz…«

»Mensch, laß uns abhauen. Nachher kriegen sie uns noch dran. Du weißt doch, wie die Bullen sind.«

»Wird wohl das Beste sein. Komisch, wer…« Der Penner stutzte. »Mensch, Paddy, die bewegt sich. Die ist gar nicht tot. O Lord.«

Der Penner hatte sich nicht getäuscht.

Die »Tote« erhob sich, zog die Tür auf und ging in den dahinterliegenden Flur. Die beiden Penner standen wie angewachsen. Ihnen schlotterten die Knie. Doch dann hatten sie den Schreck überwunden. Wie von Furien gehetzt rannten sie los. Paddy fiel unterwegs die Whiskyflasche aus der Manteltasche. Er achtete nicht darauf. Flucht! war sein einziger Gedanke. Das Echo ihrer Schritte hallte durch die enge Straße. Sie erreichten die nächste Querstraße, bogen um die Ecke.

»Moment mal, Freunde, nicht so schnell.«

Zwei Polizisten packten mit stahlharten Griffen die beiden Penner an den Oberarmen.

»Habt ihr es so eilig?«

»Officer«, keuchte Paddy. »Wir haben eine Leiche entdeckt!« Jetzt wurden die Polizisten hellhörig.

»Wo?«

»Hier in der Straße, auf einer Treppe. Aber – die Leiche ist wieder aufgestanden.«

»War wohl ‘ne Schnapsleiche, was?«

»Nein, Sir. Ich habe – wir haben ja selbst die Wunde gesehen. Fürchterlich. – Die Frau war tot.«

Die beiden Beamten sahen sich an.

»Gut, wir werden uns das Haus ansehen. Aber wehe, du hast uns reingelegt, Freundchen.«

Die Penner schüttelten wie auf Kommando die Köpfe. Nach einigen Minuten hatten sie das bewußte Haus erreicht. Von einer Leiche war keine Spur.

»Sie – sie ist tatsächlich verschwunden«, stotterte Paddy.

»Am besten wir sperren euch zur Ausnüchterung in eine solide Zelle«, sagte einer der Beamten, »und dann…«

Plötzlich zuckte er zusammen. Ein gräßlicher Schrei war an seine Ohren gedrungen. Die Polizisten sahen sich kurz an und stürmten gemeinsam in den Hausflur…

***

John Sinclairs Schrecken dauerte nicht einmal eine Sekunde. Blitzschnell winkelte er beide Arme an und rammte sie nach hinten. Die Ellenbogen knallten gegen eine harte widerstandsfähige Masse. Erfolg zeigte sich nicht. Der Griff blieb nach wie vor brutal und gnadenlos. John wurde die Luft knapp. Aber der Inspektor hatte solche Situationen mehr als einmal erlebt, so daß er nicht gleich in Panik verfiel. Mit einer fließenden Bewegung riß John die Arme hoch, beugte seinen Oberkörper etwas zurück und bekam die Hände des Würgers zu packen. Die Gelenke waren hart wie Metall. Das war kein Mensch, der ihn hier töten wollte. John dachte an einen Roboter oder etwas ähnliches. Kein Atemzug, kein Keuchen oder Schnaufen hörte er von seinem unsichtbaren Gegner. Er spürte nur die mörderischen Krallen, die ihm immer mehr die Luft aus den Lungen preßten. John Sinclair nahm alle Kraft zusammen. Praktisch aus dem Stand warf er seinen Oberkörper nach vorn und schleuderte seinen Gegner über sich weg. Er hörte den Aufprall, der seltsam hart und metallen klang. Luft strömte wieder durch Johns mißhandelte Kehle. Der Inspektor verlor keine Sekunde. Er wollte weg aus dieser Rattenfalle. Seine Hände tasteten nach dem Vorhang. Doch da war nichts. Nur glatte kalte Mauer. Johns Herzschlag stockte. Und plötzlich wußte er, daß ihn die Dämonen überlistet hatten.

Sie hatten durch ihren magischen Zauber alles verändert. John Sinclair war ihr Gefangener. Dazu kam noch die Dunkelheit. Es war eine pechschwarze Finsternis, die an den Nerven zerrte. Und irgendwo in diesem Dunkel lauerte ein höllisches Geschöpf, um dem Inspektor den Garaus zu machen. John ging in die Hocke. Er wollte so wenig Ziel wie möglich bieten. Außerdem atmete er durch den offenen Mund, um sich nicht zu schnell zu verraten. Aber John wußte selbst, daß dies kaum helfen würde. Ein Dämon war oft in der Lage, im Dunkeln zu sehen. Aber weshalb griff er nicht an? John hörte ein eigentümliches Schaben auf dem Boden und ahnte, daß sich der

Unheimliche auf ihn zu bewegte. Augenblicklich wechselte der Inspektor die Stellung. So leise es ging huschte er durch den pechschwarzen Raum. Er hatte die Arme weit ausgestreckt, um jedes Hindernis so schnell wie möglich ausmachen zu können. Plötzlich berührte seine Hände einen Gegenstand.

Blitzschnell tastete John ihn ab. Das Hindernis entpuppte sich als quadratischer Stein, ähnlich wie ein Opferaltar. Johns Finger glitten höher, erfaßten einen runden Gegenstand. Im gleichen Augenblick hörte der Inspektor hinter sich ein Geräusch. Der Unheimliche war schon dicht bei ihm. Was John dazu veranlaßte, die Kugel in beide Hände zu nehmen, wußte er später auch nicht zu sagen.

Er tat es auf jeden Fall. Und das war sein Glück. Ein greller Blitz spaltete plötzlich die herrschende Finsternis. Auf einmal wurde es taghell in dem von dämonischen Fallen verseuchten Raum. Der Unheimliche hinter John stieß einen irren Schrei aus. Er fiel zurück und riß beide Arme in die Höhe.

Auch John warf sich herum. Die Kugel hielt er dabei fest in der Hand. Der Unheimliche war bis zur Wand zurückgeschleudert worden. Bläuliche weiße Blitze zuckten auf ihn zu, drangen wie Nadeln in seinen Körper. Er wand sich unter schrecklichen Krampfen. John kannte den Unheimlichen. Es war der Mönch, der vorhin die Leiche der Frau aus dem Wagen geholt hatte. Aber wie war er hierher gekommen? John erkannte genau die gräßliche Dämonenfratze, die glühenden Augen und die Mundöffnung, aus der heißer Brodem quoll. Mit verzweifelten Bewegungen versuchte der Mönch den Blitzen zu entkommen. Er schaffte es nicht. Kraftlos sackte er an der Wand zu Boden. Unmenschliche Schreie drangen aus seinem Mund, als er auf John zugekrochen kam. Der Inspektor sah das schwarze, verbrannte Fleisch der Arme und schauderte unwillkürlich zusammen.

»Die Kugel«, krächzte der Mönch, »die Kugel der Kalhori. Kein Ungeweihter darf sie in die Hand nehmen. Du mußt sie hergeben. Die Göttin – sie wird dich bestrafen.«

Der Mönch hatte fast Johns Hosenbein erreicht. Er streckte die Hand aus, wollte nach dem Inspektor greifen. John trat ihm gegen den Kopf. Der Dämon kippte zurück. Ein undefinierbares Geräusch drang aus seinem Mund, seine Glieder zuckten, und plötzlich tanzten kleine Flämmchen auf seiner Kleidung. Ein mörderischer Todeskampf begann. Der Mönch verbrannte innerlich. Kein Rauch, nichts war zu sehen. Nur noch Asche blieb übrig. John Sinclair atmete schwer. Nach dem Tode des Unheimlichen hatte die Dunkelheit wieder von dem Raum Besitz ergriffen. John, der immer noch die Kugel in der Hand hielt, tastete sich vor. Er bekam den Vorhang zu fassen! Mit dem Tode des Unheimlichen war auch dieser Spuk vorüber. Im gleichen Augenblick hörte John einen gellenden Schrei eines Menschen.

Ausgestoßen in höchster Verzweiflung. Der Inspektor riß den Vorhang zurück, gelangte wieder in den dahinter liegenden Kellerflur…

Er erfaßte die Situation mit einem Blick. Bill Conolly steckte fast bis zum Hals in einer wabernden zähen Masse. John sah aber auch zwei Polizisten, die die Treppe heruntergelaufen kamen und von dem mit Messern bewaffneten Gordon Flash erwartet wurden.

»John!« schrie Bill in höchster Not.

»Mein Gott, die Masse, sie wird hart. Hilf mir, hilf ahhh…«

John Sinclair legte blitzschnell die Kugel auf den Boden, sprang zu dem Reporter und packte ihn unter beide Schultern. Bill schrie wie am Spieß. Unter Einsatz seiner letzten Kraft gelang es John, den Reporter aus der erstarrenden Masse zu ziehen. Dann wandte er sich den beiden Polizisten zu.

Die unbewaffneten Beamten wurden von Gordon Flash mit den Messern angegriffen. Einer der Männer blutete an der Schulter und war vor der Treppe zusammengesunken. Seinem Kollegen wurde gerade durch einen Messerstich die Uniformhose zerfetzt, und der blitzende Stahl drang ihm ins Bein.

Der Mann fiel auf die Knie, hielt sich mit beiden Händen die Wunde. Gordon Flash lachte siegessicher. Er war bereit, dem Polizisten den tödlichen Stoß zu versetzen. Da griff John Sinclair ein.

Wie eine Rakete flog er durch die Luft und krachte Flash genau in den Rücken. Gordon Flash schlug mit dem Gesicht auf die Treppenstufen. Er brüllte auf. An seine Messer dachte er nicht mehr. John Sinclair machte kurzen Prozeß. Ein genau berechneter Handkantenschlag schickte Flash ins Reich der Träume. Schweratmend wandte sich Inspektor Sinclair um. Sein Gesicht zuckte. Die vergangenen Minuten waren auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen.

»Wer sind Sie?« keuchte der Polizist, der die Stichwunde am Bein mitbekommen hatte. Er versuchte sich aufzurichten, schaffte es aber nicht.

»Ich bin Inspektor Sinclair«, sagte John.

»Scotland Yard?« ächzte der Beamte.

»Ja.«

»Da haben wir ja noch mal Schwein gehabt.«

John sah zu Bill Conolly hin. Der Reporter lag auf dem Rücken. Schweratmend und völlig groggy.

Der Beamte, mit dem John gerade gesprochen hatte, griff hinter seinen Rücken.

»Ich habe Handschellen, Sir. Vielleicht können Sie sie diesem Kerl anlegen.«

»Nichts lieber als das«, erwiderte John und verpaßte Gordon Flash die stählerne Acht.

»Ich werde versuchen, eine Ambulanz anzurufen«, sagte John und ging die Treppe hinauf. Die beiden Penner, die die Polizisten alarmiert hatten, verschwanden blitzschnell, als sie John sahen.

Doch der Inspektor holte sie ein. Die beiden schlotterten vor Angst. John beruhigte sie und fragte nach einer Telefonzelle.

»Hier ist keine. Aber in der nächsten Kellerkneipe finden Sie Telefon.«

John gab den Pennern zwei Pfund, und beauftragte sie, die Ambulanz zu benachrichtigen. Er selbst wollte sich nicht unnötig weit von dem Haus entfernen.

»Und wenn ihr mich reinlegt, werdet ihr eures Lebens nicht mehr froh«, sagte der Inspektor.

»Nein, nein, Sir, wir werden alles erledigen.«

Die Penner zogen ab. John ging wieder hinunter in den Keller. Das rote geheimnisvolle Licht brannte noch immer. Die gräßlichen Masken und Zeichnungen an den Wänden schienen es auszustrahlen.

Sie mußten mit irgendeinem Stoff präpariert worden sein. Bill Conolly ging es wieder besser. Er war aufgestanden und lehnte schweißtriefend an der Wand. Dabei war sein Gesicht bleich wie selten.

»Mensch, John«, keuchte er, »das war knapp!«

Der Inspektor nickte. »Ich weiß.«

Bill schüttelte immer wieder den Kopf. »Was war das, John? Es zog mich auf einmal in die Erde. Und ich konnte nichts dagegen tun. Dann fuchtelte dieser Wahnsinnige noch mit den verdammten Messern herum. Ich dachte, es wäre zu Ende. Und jetzt ist die Stelle wieder hart. Wie Stein.« Bill klopfte mit dem Absatz dagegen.

»Genau kann ich es dir auch nicht sagen«, erwiderte John. »Ich schätze jedoch, es war eine von Dämonen aufgestellte Falle. Dieses Haus ist verseucht. Oder war verseucht«, verbesserte er sich. Die beiden verletzten Polizisten starrten ihn nur an. Sie konnten das alles nicht begreifen. Von seinem Kampf erzählte John nichts. Er wollte die Männer nicht noch mehr beunruhigen.

»Also ein Hort der Dämonen!« stellt Bill Conolly fest. »Und das mitten in London. Mein Gott, daß es so etwas gibt.« Dann sah er die Kugel, die John gerade aufhob.

»Was ist das für eine Kugel?«

John betrachtete das Beutestück genauer. Die Kugel war etwa handtellergroß. Sie war aus Kristall und leuchtete in allen Farben. Für ihre Größe war sie ziemlich schwer, und John, der in magischen Dingen einigermaßen Bescheid wußte, ahnte, daß diese Kugel ihm weiterhelfen würde. Allerdings mußte er erst das Geheimnis ergründen.

»He, bist du stumm«, sagte Bill.

John blickte seinen Freund an. »Ich weiß es noch nicht, was es mit der Kugel auf sich hat. Aber – laß dir gesagt sein, Bill, ich werde es noch herausbekommen. Kalhori hat jetzt einen Gegner«, setzte er leise hinzu.

Plötzlich stieß Bill Conolly einen überraschten Laut aus. »John, die Tote, sie ist verschwunden.«

»Welche Tote?«

»Die Frau, die dieser Mönch aus dem Wagen geholt hat. Sie war wieder lebendig. Dort!« Bill streckte den Arm aus, »dort ist sie die Treppe hinabgekommen.«

Unwillkürlich blickte John zu den Stufen hin, sie waren leer. Er fragte die Polizisten. »Haben Sie eine Frau gesehen?«

»Mit einer Wunde in der Brust«, fügte Bill hinzu. »Die Wunde leuchtete tiefrot.«

Die Beamten schüttelten den Kopf. Außerdem konnte man an ihren Gesichtsausdrücken erkennen, daß sie diese Geschichte erst recht nicht glaubten. Sie klang auch zu unwahrscheinlich.

»Draußen war sie auch nicht«, sagte John nachdenklich.

»Mit anderen Worten, in London läuft eine lebende Leiche herum.«

»So ist es, Bill!«

»Da können wir uns ja auf etwas gefaßt machen«, murmelte der Reporter.

***

Der Polizeiarzt untersuchte Gordon Flash noch in der gleichen Nacht und gab ihn anschließend zum Verhör frei. Natürlich hatte Bill Conolly darauf bestanden, bei dem Verhör zugegen zu sein, und John war schließlich nichts anderes übrig geblieben, als seine Einwilligung zu geben. Er kannte schließlich seinen Freund. Der Reporter war außergewöhnlich blaß. Die überstandenen Erlebnisse steckten noch tief in seinen Knochen. Außerdem hatte er seine Frau angerufen, die von seinem Vorhaben, die weitere Nacht im Yard zu verbringen, nicht gerade begeistert war. Doch Bill blieb hart.

Er fand John Sinclair in dessen Büro. Der Inspektor hockte hinter seinem Schreibtisch und wärmte sich die Hände an einem Plastikbecher mit Automatenkaffee. Im Aschenbecher verqualmte eine Zigarette. Die magische Kugel stand vor ihm auf der Schreibtischplatte. Das kalte Leuchtstofflicht brach sich in dem geschliffenen Kristall. Bill, ließ sich auf den Besucherstuhl fallen.

»Wenn du Kaffee willst, mußt du ihn dir holen«, sagte John.

»Nee danke. Wenn ich sehe, daß du dir die Hände daran wärmst, muß die Brühe lauwarm sein.«

»Ist sie auch.«

»Ich habe mit Sheila gesprochen, John. Sie weiß, daß ich die Nacht

hier im Yard-Gebäude verbringen werde.« Bill Conolly grinste.
John trank seinen Becher leer. »Okay, dann laß uns gehen.«
Ehe er aufstand, steckte der Inspektor die Kugel in seine Jackentasche. Sie paßte gerade hinein.
»Was willst du denn damit?« fragte Bill.
»Sehen, wie der gute Flash darauf reagiert.«
Mit dem Paternoster fuhren die Männer in das weitverzweigte Kellergeschoß, in dem auch die Zellen für Untersuchungshäftlinge lagen. Laut hallten die Schritte der Männer an den kahlen Wänden wider. Johns Gesicht war ernst und verschlossen. Er sah einen Fall von ungeheurer Tragweite auf sich zurollen. Schon allein, daß eine lebende Tote in London herumgeisterte, war eine reine Herausforderung an ihn. Der Inspektor hatte so schnell es ging die vage Beschreibung der Frau an alle Reviere durchgegeben. Vielleicht war ihnen ein Erfolg beschieden. John und Bill gelangten in den Trakt für die Untersuchungshäftlinge. In einer Glaskabine saß ein müder Beamter über einen Krimi gebeugt.
Er sprang sofort auf, als er die Männer sah.
»In welcher Zelle sitzt der Untersuchungshäftling Gordon Flash«, fragte John.
»Nummer sechs.«
»Führen Sie uns zu ihm.«
»Jawohl, Sir!«
Der Beamte schloß die große Stahltür zu dem Zellengang auf. Sie war erst nachträglich eingebaut worden, da nämlich vier Häftlingen in einem Zeitraum von drei Wochen die Flucht gelungen war.
Zweimal ratschte der Schlüssel des Wärters im Schloß, ehe die Tür mit der Nummer sechs aufgezogen werden konnte. Die Zelle war im Gegensatz zu den normalen Gefängnis- und Züchthauszellen direkt komfortabel. Es gab einen PVC-Fußboden, einen Tisch, zwei Stühle und ein Klappbett, auf dem einige Magazine und Zeitungen lagen. Nur das kalte Leuchtstofflicht an der Decke störte.
Gordon Flash saß auf der Bettkante. Als die Männer eintraten, stand er langsam auf. Auf seinem Gesicht erschien ein lauernder Ausdruck.
»Sie können gehen«, sagte John zu dem Beamten. »Aber lassen Sie den Zellenschlüssel hier.«
»Sir, es ist verboten…«
»Ja, ich weiß. Hier sind jedoch besondere Umstände gegeben, die ich Ihnen nicht näher erläutern kann. Bitte, gehen Sie.«
Der Beamte zog ab. Bill Conolly mußte grinsen. Gar nicht nach Grinsen zumute war es Gordon Flash. Feindselig starrte er die beiden Männer an. »Was wollen Sie hier? Kann man nicht mal nachts seine Ruhe haben?«
»Nicht, wenn soviel auf dem Spiel steht«, erwiderte John.

»Wollen Sie mich verhören?«

»Ja.«

Flash lachte. »Na, dann fangen Sie mal an.«

John setzte sich auf einen der Stühle, zündete sich eine Zigarette an und hielt auch Gordon Flash die Schachtel hin.

»Der Trick zieht bei mir nicht, Inspektor. Außerdem bin ich Nichtraucher.«

»Umso besser. So, Mister Flash, nun erzählen Sie mal, was es mit dem gewissen Haus und der Göttin Kalhori auf sich hat.«

Flash hatte sich wieder auf das Bett fallen lassen. »Gar nichts werde ich sagen!« zischte er. »Sie können mich nicht reinlegen. Außerdem können Sie mir nichts beweisen.«

»Bewaffneter Angriff auf zwei Polizisten. Einen Mordversuch an einem Scotland-Yard-Inspektor. Verdunklungsgefahr, um nur die groben Punkte zu nennen. Ist das nichts?«

Gordon Flashs Gesicht hatte die Farbe gewechselt. Es war jetzt ziemlich bleich. Er hatte wieder die Hände in seine weiten Kuttenärmel vergraben und starrte ins Leere. John ließ ihm einige Minuten Zeit. Dann sagte er: »Sie wollen also nichts sagen.«

»Genau, denn ich weiß, daß die Göttin stärker ist als Sie.«

John Sinclair lächelte mokant. »Sie reden immer von einer Göttin. Nun, ich weiß nicht, ob sie tatsächlich so stark ist, dann hätte sie so schnell nicht aufgegeben, denn der Mönch, der ja wohl auch zu ihr gehörte, ist von mir besiegt worden.«

Gordon Flash sah auf. Ungläubiges Staunen lag in seinem Blick. »Sie haben ihn – besiegt?«

»Ja. Und mir sogar noch ein kleines Souvenir mitgebracht.« John griff in seine rechte Jackentasche und zog die Kugel hervor. »Da, sehen Sie selbst.«

Gordon Flash zuckte zusammen. Sein Mund öffnete sich. Er wollte etwas sagen, doch er brachte keinen Ton hervor. Schließlich ächzte er: »Die heilige Kugel. Was machen Sie mit der heiligen Kugel?«

»Ich sagte doch schon, ein Andenken.«

Gordon Flash schlug beide Hände vors Gesicht. Er ließ sich plötzlich nach hinten auf das Bett fallen, rollte sich herum und trommelte wild auf der Matratze herum.

»Nehmen Sie die Kugel weg!« keuchte er. »Bitte, nehmen Sie sie weg. Der Geist der Göttin – er frißt in meinem Gehirn. Ahhh…!«

John Sinclair hatte die Kugel auf den Tisch gelegt und war aufgesprungen. Er packte Gordon Flash an beiden Schultern und schüttelte ihn durch.

»Was ist mit der Kugel?« schrie der Inspektor. »Sagen Sie es mir, und ich stecke sie weg!«

Er wußte, was er hier machte, war hart. Aber es mußte sein. Nur so

konnte er das Geheimnis ergründen, das wie ein Schleier um die Göttin Kalhori lag. Gordon Flash wimmerte. Aus seinem Mund rann Speichel und benetzte das Bettlaken.

»Was ist mit der Kugel?« wiederholte John seine Frage. Hart drehte er den Mann auf den Rücken.

John Sinclair zuckte zusammen. Wie hatte sich das Gesicht des Gefangenen verändert! Seine Augen waren blutunterlaufen, und aus dem halbgeöffneten Mund rann ununterbrochen der Speichel. Welch eine magische Kraft mußte diese Kugel besitzen, daß sie einen Menschen so beeinflussen konnte.

Aber noch war der Schrecken nicht zu Ende. Plötzlich hörte John hinter seinem Rücken eine rauhe Stimme: »Du sollst die Kugel wegstecken!«

Der Inspektor wirbelte herum. Er starrte genau in das dunkle Loch einer Pistolenmündung. Der Mann, der die Waffe in der Hand hielt, war sein Freund Bill Conolly…

***

Zwei, drei Sekunden war John sprachlos.

Dann zischte er: »Bist du verrückt, Bill?«

Das Gesicht des Reporters war nur noch eine Maske. Kalt und bleich. Doch in seinen Augen glühte es fanatisch. John warf einen zweiten Blick zu der Kugel hin. Sie glühte in einem tiefen, dunklen Rot. So stark, daß es den Augen schmerzte.

»Du sollst die Kugel wegstecken!« schrie Bill. »Oder ich schieße!«

John Sinclair blieb ganz ruhig. Er ahnte, daß auch sein Freund in den Einfluß des magischen Kristalls geraten war. Warum er als einziger noch normal geblieben war, konnte er nur raten. John hatte eine Spezialausbildung genossen, die ihn unter anderem immun gegen fast sämtliche magischen Dinge gemacht hatte. Deshalb wirkte bei ihm der Zauber nicht. Der Inspektor näherte sich dem Tisch, streckte die Hand aus. Er fühlte plötzlich ein leichtes Prickeln in den Fingerspitzen. Ein unsichtbarer Strom schien durch seine Hände zu gleiten. Bill Conolly starrte ihn unverwandt an, beobachtete jede seiner Bewegungen. Der Inspektor ging noch einen Schritt vor, ließ seine rechte Hand an der Kugel vorbeigleiten.

»Bill«, sagte er, »ich möchte dich…«

John sprach nicht mehr weiter. Aus der Drehung heraus schlug er zu. Der Schlag war genau berechnet. Von ungeheurer Wucht wurde Bills Pistolenhand zur Seite geschleudert. Die Waffe flog dem Reporter aus den Fingern und prallte gegen die Wand. Mit einem irren Schrei wollte Bill Conolly darauf zustürzen. Doch Sinclair warf sich ihm entgegen. Die beiden Männer prallten zusammen. Bill wurde gegen die Tür geschleudert, und ehe er sich noch fangen konnte, knallte ihm

Johns Faust in den Magen. Der Reporter klappte zusammen. Für einen Augenblick war sein Kinn ungedeckt. John traf genau den Punkt. Bewußtlos sackte Bill Conolly zu Boden. Schritte trampelten auf dem Flur.

Dann schlug jemand gegen die Tür. »Inspektor Sinclair! Ist alles in Ordnung? Ich muß sonst die Wache alarmieren.«

»Ja, es ist alles klar«, erwiderte John. Er bückte sich nach der Pistole und steckte sie ein. Es war die Luger, die er Gordon Flash in dem Hausflur abgenommen hatte. John hatte sie nach den Ereignissen Bill Conolly zur Aufbewahrung gegeben. Daß der Reporter sie benützen würde, um ihn erschießen zu wollen, hätte er nie gedacht. Aber es war ja auch nicht Bill gewesen, sondern der Geist einer anderen.

Der Göttin Kalhori!

Johns Blick fiel auf die Kugel. Das Unerklärliche war geschehen. Sie sah wieder so normal aus wie sonst. Nichts erinnerte mehr an ihre schreckliche Wirkung. Wirklich nichts? Der Inspektor trat an das Bett, auf dem noch immer Gordon Flash lag. Der Mann hatte die Finger beider Hände in die Decke verkrallt. Seine Augen standen weit offen. Das Gesicht war schmerzverzerrt. John Sinclair ahnte Schreckliches. Er brauchte erst gar nicht zweimal hinzusehen, um zu erkennen, was mit Gordon Flash los war. Er war tot. Die magische Kugel hatte ihn umgebracht…

***

Mary-Lou Nikuta irrte durch London. Sie war tot und lebte trotzdem. Eine paradoxe Kombination, die es nicht geben durfte. Und doch war es so. Eine magische Kraft hielt Mary-Lou Nikuta am Leben. Aber sie merkte auch, daß diese Kraft langsam nachließ, von Minute zu Minute dahinschwand.

Noch immer fiel der Schnee wie ein dichter weißer Schleier vom dunklen Himmel. Die vereinzelten Straßengeräusche hörte Mary-Lou nur gedämpft. Trotz ihrer nackten Füße spürte sie keine Kälte. Sie war gegen Einflüsse, die ihre Haut direkt berührten, unempfindlich. Die ersten Frühaufsteher gingen schon durch die verschneiten Straßen. An manchen Stellen orgelten Automotoren auf. Stimmen fluchten über das Wetter. All dies berührte Mary-Lou wenig. Sie kannte nur ein Ziel. Sie mußte neue Kraft schöpfen. Und das konnte sie nur durch die Kugel. Jemand hatte die Kugel in seinen Besitz gebracht und sich damit von dem Haus, in dem sie ihren Platz gehabt hatte, entfernt. Aber die magische Kugel war noch heil. Deutlich, wenn auch nur schwach, spürte Mary-Lou Nikuta die Strahlen.

Instinktiv lief sie den magischen Wellen nach, wie von einem unsichtbaren Band geführt. Die Strahlen wurden stärker. Mary-Lou Nikuta beschleunigte ihre Schritte. Sie ließ den Stadtteil Soho hinter

sich, gelangte in die am Tage verkehrsreiche Londoner City. Auch jetzt waren schon einige Wagen unterwegs. Ihre Scheinwerferstrahlen glitten über die Fahrbahnen und berührten die Bürgersteige.

Die »Tote« hielt sich immer außerhalb der Lichtkegel, ging eng an Häuserwände gepreßt weiter.

Auch mied sie die hellerleuchteten Schaufenster der Geschäfte, nahm lieber Seitenstraßen und tauchte in Toreinfahrten und Nischen unter, wenn ihr jemand zu nahe kam. Einmal wurde die »Tote« von einer Dirne angehalten.

»He, du, hier ist mein Revier. Scher dich weg, du Rattenbalg, sonst zerkratze ich dir deine Larve.«

Mary-Lou Nikuta wandte nur den Kopf. Dabei nahm sie ihre Hand von der Brust, und die große Wunde wurde sichtbar. Die Dirne kreischte auf und rannte wie von Furien gehetzt davon.

Die »Tote« ging weiter. Die Wellen der magischen Kugel führten sie zielsicher. Mary-Lou erreichte die Wohnviertel der City. Moderne Apartmenthäuser, oft zehn und mehr Stockwerke. Immer stärker war das Strahlen geworden. Die »Tote« begann zu rennen. Die Wunde in ihrer Brust glühte, der ganze Körper der Untoten sehnte sich nach der Kraft. Auf einmal blieb sie stehen. Direkt vor einem Mehrgeschossigen Apartmenthaus. Ihr Blick wanderte die Fassade hoch. Hinter einigen Fenstern brannte schon Licht. Und dort, in irgendeiner der Wohnungen, mußte sich auch die magische Kugel befinden. Mary-Lou Nikuta ballte die Finger zusammen. Ein unsichtbarer Drang ließ sie auf das gläserne Eingangsportal zugehen. Die Tür schwang durch Kontakt zurück. Warme Luft strömte der Toten entgegen. Sie spürte es nicht. Linker Hand sah sie die unzähligen, aluminiumverkleideten Briefkästen schimmern, geradeaus ging es zu den Lifts. Einer war unten.

Schnell lief Mary-Lou Nikuta darauf zu. Sie wußte auf einmal mit hundertprozentiger Sicherheit, wie weit sie fahren mußte, um in den Besitz der Kugel zu gelangen. Auf ihren leichten Handzug öffnete sich die Tür.

»He, was machen Sie denn da? Zu wem wollen Sie?«

Die »Tote« wandte den Kopf. Der Nachtportier kam angelaufen. Er hatte in einer Ecke des Flures die Blumen gegossen. Die Kanne hielt er während des Laufes in der Hand. Mehrmals schlug der Ausguß gegen seine Knie. Mary-Lou verschwand im Lift. Sie drückte auf die sechste Etage. Der Lift glitt hoch. Durch die beiden runden Guckfenster sah die »Tote« noch das wütende Gesicht des Nachtportiers. Eins, zwei, drei… Schnell glitten die einzelnen Etagen vorbei.

Und immer stärker wurde die magische Ausstrahlungskraft. Ein wohliger Schauer durchfuhr den Körper der »Toten«. Der Lift stoppte. Mary-Lou Nikuta drückte gegen die Tür. Die »Tote« huschte in einen

menschenleeren Flur. Er war erleuchtet und an einem Ende befand sich ein Lichtschacht.

Die »Tote« zögerte einen Moment, dann wandte sie sich nach rechts. Hier spürte sie die Strahlen am intensivsten. Die Wände des Flures waren grün gestrichen, die Türen dunkelbraun gebeizt. Jetzt, wo sie am Ziel ihrer Wünsche stand, konnte sie niemand mehr aufhalten. Türen huschten vorbei.

Urplötzlich blieb die »Tote« stehen. Langsam wandte sie sich um, starrte einige Augenblicke auf das braungebeizte Holz und dann auf das an der Wand befestigte Schild. Ein Name stand darauf.

John Sinclair!

***

»Verdammt noch mal, John, du kannst mich doch nicht einfach hier liegenlassen!«

Der Reporter setzte sich wütend im Bett auf. Er schlug mit der Faust auf die Decke und zeigte dann auf seine Kleider, die sorgfältig geordnet auf einem Stuhl lagen. »Man wird hier ja wie ein Baby behandelt.«

John legte seinem Freund die Hand auf die Schulter. »Bleib ruhig, Bill, in ein paar Tagen ist alles vorbei.«

»In ein paar Tagen, wenn ich das schon höre. Wer weiß, wie lange man mich in dieser komischen Klapsmühle behält.«

»Das ist keine Klapsmühle, sondern eines der Krankenzimmer im Yard-Gebäude. Schließlich liegst du nicht umsonst hier.«

Bill Conolly ließ sich zurücksinken. Was ihm John erzählt hatte, klang unglaublich. Er sollte auf seinen besten Freund mit der Pistole angelegt haben, um ihn zu erschießen? Bill konnte das einfach nicht begreifen, obwohl es durchaus möglich war. Dem Reporter fehlte nämlich eine Stunde. So ähnlich war es ihm nach mancher Kneipentour gegangen, nur hatte er sich da wenigstens noch an einige Dinge erinnern können. Aber jetzt? Auf einmal hatte sein Gedächtnis einfach ausgesetzt. Schluß – nur noch gähnende Leere. John hatte Bill nach dem Niederschlag hierher bringen lassen. Gordon Flashs Leiche lag bereits auf dem Seziertisch. John war gespannt, was bei einer Untersuchung herauskommen wurde. Leider konnte er die Ergebnisse erst morgen nachmittag bekommen.

»Du willst also wirklich die Sache allein durchstehen«, sagte Bill nach einer Weile.

»Ich muß sogar.«

»Mensch, John, wenn du mich verschaukelst, dann ist was los, das kann ich dir flüstern. Dann spring ich aus dem Bett und bringe den Laden auf Vordermann.«

John mußte grinsen. Er kannte schließlich das Temperament seines

Freundes, »Beruhige dich, Bill, es wird dir hier keiner was antun. Außerdem muß Sheila gleich kommen. Sie wird sogar froh sein, daß du mal ein bißchen an die Kette gelegt worden bist.«

»Ja, das glaube ich!« knurrte Bill. »So, und jetzt hau ab, damit ich dich nicht mehr sehe.«

Der Reporter drehte sich auf die andere Seite. »Und das nennt sich Freund!« schimpfte er.

John war schon fast an der Tür, als ihn Bills Anruf zurückhielt. »Paß auf dich auf, John.«

»Wird schon schiefgehen«, erwiderte der Inspektor zuversichtlich.

Es war genau vier Uhr morgens, als er auf seinen Bentley zusteuerte. Der Wagen stand in der Tiefgarage des Yard-Gebäudes. Der Inspektor wollte nach Hause fahren und sich noch einige Stunden aufs Ohr legen. Die nächsten Tage versprachen, heiß genug zu werden. Der Motor des silbergrauen Bentleys schnurrte wie eine zufriedene Katze. Mit mäßiger Geschwindigkeit rollte John durch das stille London. Er fuhr den Wagen nicht erst in die Garage, sondern stellte ihn für die kurze Zeit auf einem Parkstreifen vor dem Apartmenthaus ab. Der Nachtportier stand gähnend neben seinem Kasten.

»Guten Morgen, Inspektor«, sagte er. »Wieder auf Killerjagd gewesen?«

»So ähnlich.«

John schlenderte zu den Lifts und fuhr nach oben. Die Kristallkugel hatte er wieder in seine Jackentasche gesteckt. Hinterher legte er sie in seinem Apartment auf den Wohnzimmertisch. Anschließend genehmigte sich John noch einen guten Whisky, zog sich dann aus und verschwand in seinem Bett.

Er schlief sofort ein. Er wußte nicht, wie lange er gelegen hatte, als ihn ein lautes Summen aus dem Schlaf riß. John Sinclair war sofort wach. Noch im Dunklen tastete er nach dem Wecker.

»Verdammtes Ding, hör endlich…«

Aber der Wecker war es nicht, der summte. Es war die Türklingel. Jetzt wurde John mißtrauisch.

Wer konnte ihn um diese Zeit noch besuchen? Jemand vom Yard? Wohl kaum, denn die riefen immer an. Der Inspektor schlüpfte in seinen Morgenmantel und schaltete die Nachttischlampe ein.

Dann holte er seine Pistole und verstaute sie in der Tasche des Morgenmantels. Das Licht aus dem Schlafzimmer reichte gerade aus – vorausgesetzt man ließ die Tür offen –, um die kleine Diele einigermaßen zu erhellen. Wieder schellte es. Diesmal länger, fordernder. John machte nicht den Fehler, sich zu melden. Auf Zehenspitzen schlich er zur Tür. Dabei warf er einen Blick in das Wohnzimmer. Die Kugel auf dem Tisch glühte wieder leuchtend rot. John Sinclair war gewarnt. Er preßte ein Auge gegen den Türspion.

Nichts war zu sehen. Der oder die Besucher hielten sich außerhalb des Blickwinkels auf. John fragte sich nur, wie die Leute an dem Nachtportier vorbeigekommen waren, denn der war als ziemlich scharfer Hund bekannt. Als es wieder schellte, lag Johns Hand bereits auf der Klinke. Es war die Linke. Seine Rechte steckte in der Tasche und umklammerte die Pistole. John atmete noch einmal tief durch und zog dann blitzschnell die Tür auf. Vor ihm stand die »Tote«…

***

John Sinclair machte nicht den Fehler, in Panik zu verfallen oder irgendwie anders durchzudrehen.

Nur ein kurzes Zusammenzucken seiner Gesichtsmuskeln zeigte die Überraschung an. Dann sagte er: »Kommen Sie rein.«

Die »Tote« starrte ihn an. In ihren sonst glanzlosen Augen lag ein gieriger Ausdruck. Sie wollte irgend etwas haben, daß wußte John, und er ahnte auch, was. Mary-Lou Nikuta hatte die Arme vor der Brust verschränkt. Langsam ließ sie sie sinken. Die gräßliche Dolchwunde glühte dunkelrot. Ein unsichtbares Brennen ging von ihr aus und vereinigte sich mit dem der magischen Kugel. In den Augen der »Toten« flackerte es. Plötzlich sprang sie vor, stieß John Sinclair mit einem gewaltigen Schlag zur Seite und rannte auf die offen stehende Zimmertür des Wohnzimmers zu. Ein krächzender Schrei kam aus ihrem Mund, als sie vor der Kugel in die Knie fiel. John Sinclair schloß die Wohnungstür und blieb auf der Türschwelle des Zimmers stehen. Die Tote umklammerte die Kugel mit beiden Händen. Ein tiefes rotes Leuchten hatte sich auf ihre Haut gelegt. Seltsame, abgehackte Laute drangen aus ihrem Mund. John Sinclair blieb der stumme Beobachter. Er erwartete, daß die folgenden Minuten ihm über vieles Aufschluß geben würden. Die »Tote« war in Trance. Ihr gespannter Rücken zuckte konvulsisch. »Kalhori! Kalhori!« stöhnte sie. Sie wollte die Göttin beschwören, sie um Gnade bitten – und um Kraft, damit sie ihrem Widersacher trotzen konnte. John Sinclair wunderte sich ein wenig. Schließlich war Gordon Flash beim Anblick der Kugel gestorben. Und diese Frau schien Kraft aus dem Kristall zu schöpfen. Seltsam. John hatte nur eine Erklärung. Flash war gestorben, weil er noch lebte. Diese Frau jedoch war tot und durch höllische Mächte wieder zum Leben erweckt worden. Der Inspektor ahnte allerdings nichts von dem gläsernen Dolch, der in einem direkten Zusammenhang mit der Kugel stand. Auf einmal bäumte sich Mary-Lou Nikutas Körper auf. Ihre Hände ließen die Kugel los. Die »Tote«, von der John noch nicht einmal den Namen wußte, erhob sich, wandte dem Inspektor voll ihr Gesicht zu. Das Glühen der Kugel hatte aufgehört. Sie sah jetzt aus wie ein normales Kristallgebilde.

»Wer bist du?« fragte John Sinclair.

»Eine Dienerin Kalhoris.«
Die Stimme der »Toten« war schwach, so als würde ihr das Sprechen Mühe bereiten.
John fragte weiter. »Wie ist dein Name?«
»Ich weiß ihn nicht mehr.«
»Welchen Auftrag hat dir die Göttin erteilt? Was will sie? Wo kommt sie her?«
Die Augen der »Toten« nahmen einen eigentümlichen Glanz an. Mit dem rechten Arm vollführte sie eine ausladende Handbewegung.
»Kalhori ist überall. Sie ist unsterblich. Gekommen aus der uralten Vergangenheit wird sie für alle Zeiten auf der Erde bleiben. Und Kalhori wird siegen.«
Diese Worte ließen eine Gänsehaut über Johns Rücken fahren. Er glaubte der »Toten«. Der Inspektor war einer der wenigen Menschen, die von der Existenz eines Dämonenreiches wußten, das zwischen den Dimensionen lag. In grauer Vorzeit, als die Erde noch im Entstehen war, hatten Dämonen den Planeten bevölkert und grauenhafte Kämpfe gegeneinander ausgetragen. Uralte Schriften, oft versteckt in kleinen Museen und Privatbibliotheken gaben darüber Aufschluß. Zu jeder Zeit hatten mutige Männer und Frauen die alten Überlieferungen aufgeschrieben. Vieles war Sage, doch immer steckte ein Körnchen Wahrheit dahinter. John hatte schon erlebt, daß sich dieses Körnchen zu einem Sandsturm ausweiten konnte, wenn man die Dämonenpest nicht rechtzeitig erkannte und sie bekämpfte. Heute noch war bei den Eingeborenen in Asien und Afrika der Dämonenglaube tief verwurzelt. Viele Tänze und Rituale zeugten davon.
»Wo kann ich Kalhori finden?« drang Johns Stimme in das Bewußtsein der »Toten«.
Mary-Lou Nikuta überlegte einen Augenblick. Dann sagte sie: »Kalhori ist überall. Sie hat ihre Zeichen in die Welt gesetzt, wie diese Kugel. Ihre Diener werden einem Tornado gleich über die Erde kommen und Verbündete suchen. Die Herrscher des Dämonenreichs werden mit Kalhori zufrieden sein.«
»Wer sind ihre Diener?«
»Ich bin eine der Auserwählten. Ich war erst abtrünnig, doch der Mönch hat mich mit seinem gläsernen Dolch bestraft und zu Kalhoris Sklavin gemacht. Ich werde den Auftrag ausführen, und ihre Feinde vernichten.«
»Wie lautet dein erster Auftrag?«
Das Gesicht der »Toten« blieb unbewegt, als sie sagte: »Ich werde dich töten.«
Damit hatte John gerechnet. Aber diesmal sollte sich das Geschöpf des Unheils vertan haben. So leicht ließ sich ein Inspektor Sinclair nicht bezwingen. Er kannte andere Mittel, die er im Kampf gegen

Dämonen und Geister einsetzte.

»Versuche es nur«, erwiderte John. »Aber sei dir darüber klar, daß ich dich vernichten, auslöschen werde.«

»Deinen Waffen trotzen wir. Du kannst uns nicht mit einer Kugel töten oder einem Messer.«

»Das hatte ich auch gar nicht vor.«

John war während seiner letzten Worte zurück in die kleine Diele gegangen. Mit ein paar Schritten hat er sein Schlafzimmer erreicht. Hier stand ein kleiner Schrank, in dem er seine »Waffen« aufbewahrte. Unter anderem eine mit Silberkugeln geladene Pistole. Mit Weihwasser besprengte Pfähle zum Kampf gegen Vampire und mehrere silberne Kruzifixe. John Sinclair riß eine der Schubladen auf. Auf rotem Samt lagen drei Kruzifixe. Eins lief vorne spitz zu, und man konnte es auch als Messer verwenden. Um dieses Kruzifix klammerten sich Johns Finger. Die »Tote« stand auf der Türschwelle. Sie lachte, als sie das Kreuz in Johns Hand sah.

»Damit kannst du mich nicht umbringen!«

»Wir werden ja sehen!«

John hielt ihr das geweihte Kruzifix entgegen. Nichts geschah! Die »Tote« ging weiter auf John zu, »Ich habe dir ja gesagt, es hat keinen Zweck. Als Kalhori geboren wurde, gab es so etwas noch nicht. Du mußt schon die alten Formeln wissen, um die Göttin zu überlisten. Doch die kennt niemand.«

John legte das Kreuz zurück in die Schublade. Da das nicht half, brauchte er auch die mit Silberkugeln geladene Pistole nicht erst einzusetzen.

»Ergib dich deinem Schicksal!« verlangte die »Tote«.

Ihre ausgestreckten Arme wollten John fassen, doch der Inspektor war schnell. Mit einer Drehung tauchte er unter dem Griff weg und packte gleichzeitig einen kleinen Hocker. Mit mörderischer Wucht schmetterte er das kleine Möbelstück auf den Schädel der »Toten«. Mary-Lou Nikuta brach zusammen. Der Hocker war zersplittert. John hielt nur noch ein Bein in der Hand. Wieder schlug er zu. Er schloß die Augen, denn dieses Schauspiel war grauenhaft. Knochen knirschten, doch die »Tote« stieß nur ein höhnisches Lachen aus. Sie war gegen Schmerzen unempfindlich, nahm alle Schläge und ging sogar noch zum Gegenangriff über. Ihre Finger umklammerten Johns Beine. Der Inspektor fühlte die Kälte, die von der Frau ausging, durch den dünnen Stoff der Schlafanzughose.

Ein Ruck genügte. John Sinclair kippte nach hinten. Er schlug mit dem Hinterkopf auf die Matratze, rutschte jedoch ab und schrammte mit dem rechten Ohr am Bettkasten entlang. Für einen Augenblick war John durch den Schmerz abgelenkt. Die »Tote« warf sich vor. Instinktiv winkelte John die Beine an, schleuderte die Frau weit von

sich. Sie flog durch das Zimmer, krachte gegen eine Wand.

»Du kriegst mich nicht!« kreischte sie.

Ihr Gesicht war von den Schlägen gezeichnet. Haut war weggeplatzt, aber kein Tropfen Blut trat hervor. John kam auf die Beine. Ihm war voll bewußt, daß er auf die Dauer unterliegen würde. Seine Waffen nutzten nichts. Er mußte dieses Monster anders packen. Die Kugel! Durch sie hatte die »Tote« ihre Kraft bekommen – durch sie mußte man sie auch vernichten können. Noch war der Weg zur Tür versperrt. Die »Tote« hatte beide Arme ausgebreitet, kam siegessicher auf John Sinclair zu.

Der Inspektor lockte sie in eine Ecke, tat einen raschen Sprung zur Seite und wischte an ihr vorbei.

Der Weg war frei! Sekunden später stand John in seinem Wohnzimmer, packte die magische Kugel mit beiden Händen. Weit hob er die Arme über den Kopf.

»Nein!«

Gräßlich heulte die »Tote« auf. Sie stand im Türrahmen, ahnte, was der Inspektor vorhatte.

»Durch diese Kugel werde ich dich vernichten!« schrie John Sinclair.

Die »Tote« sprang vor, wollte ihm in den Arm fallen, um das Letzte zu verhindern. Vergebens. Sie schaffte nicht einmal die Hälfte der Strecke. Mit ungeheurer Wucht schleuderte John die Kugel gegen die Wand. Es gab ein splitterndes Geräusch. Im gleichen Atemzug spaltete ein Blitz die Luft, Rauch wölkte auf, und ein lautes Zischen ertönte, in das sich die schrecklichen Schreie der »Toten« mischten. So schnell, wie alles gekommen war, war es auch vorbei. Nach ein paar Sekunden war nichts mehr von der Kugel und dem Rauch zu sehen. Aber auch nichts von der »Toten«. Sie war endgültig ausgelöscht. Der Inspektor starrte einige Zeit ins Leere. Er wußte, daß dieser Kampf erst der Anfang zu einer grauenhaften Auseinandersetzung gewesen war…

***

Die riesige Grotte lag tief in der Erde. Unter den himmelstürmenden Bergen des Himalaya war sie ein Hort der Dämonen. Sie war die Heimat der Göttin Kalhori. Jahrhundertelang hatte sie auf der Erde gewütet, bis Mönche ihr das Handwerk gelegt und sie hierher verbannt hatten. Sie hatten den Einstieg der Höhle mit einem magischen Kreis gesichert, den die Göttin nicht durchbrechen konnte.

Niemand auf der Welt hatte je von dem Geheimnis erfahren, denn die Mönche in den Bergklöstern waren verschwiegen. Generationenlang ging alles gut. Träge rann die Zeit dahin. Kriege erschütterten die Erde, Völker wurden ausgelöscht und andere Rassen entstanden. Die Göttin blieb in ihrem unterirdischen Gefängnis. In dieser Zeit hatte sie Muße, nach einem Ausweg zu sinnen, und schließlich war es ihr

gelungen, das Tor zur diesseitigen Welt aufzustoßen. Höllische Kräfte aus dem Dämonenreiche waren ihr zu Hilfe gekommen. Die Herrscher der Dämonenwelt hatten ihre Diener geschickt. Wesen mit glatten stumpfen Gesichtern, die nun in die Dienste der Göttin traten. Ihnen war es auch gelungen, die magischen Fallen zu überwinden. Sie hatten sich die Kleidung der Mönche angeeignet und waren in den kleinen Gebirgsdörfern untergetaucht. Manch verstümmelte Leiche war gefunden worden, und bei den Eingeborenen lebte der Dämonenglaube stärker denn je wieder auf.

Doch davon wußten die Mönche nichts, die in der Abgeschiedenheit ihres Klosters lebten, Sie waren die eigentlichen Wächter der finsteren Göttin und hatten nicht bemerkt, daß sie übertölpelt worden waren. Nach wie vor waren sie überzeugt, die Kräfte der Finsternis gebannt zu haben.

Ihre eintönigen Gesänge hallten bei klarem Wetter weit durch die grandiosen Bergmassive, und niemand von ihnen ahnte die gräßliche Gefahr. Noch hielt der magische Bann, war die Göttin selbst gezwungen, in ihrem Gefängnis auszuharren. Aber ihre Diener waren bereits auf dem Weg, um Angst und Schrecken über die Menschheit zu bringen. Und es mußte erst ein Mann aus Europa kommen, um dem Schicksal eine entscheidende Wendung zu geben…

***

Sir Powells Augen zwinkerten hinter den dicken Brillengläsern nervös, öfter als sonst griff er zu seinem Glas Wasser, in das er eine Magentablette aufgelöst hatte. Was John Sinclair berichtet, war ungeheuerlich. Der Inspektor saß schon über dreißig Minuten in Superintendent Powells Büro. Er hatte einige Stunden geschlafen, war anschließend unter der kalten Dusche umhergehüpft und fühlte sich nun wieder einigermaßen fit. Zum Glück hatte niemand von der Nachbarschaft etwas von der nächtlichen Auseinandersetzung mitbekommen. Das hatte John somit einigen Ärger erspart. Draußen hatte es aufgehört zu schneien. Doch der Wind war geblieben. Kalt fegte er durch die Londoner Straßen, auf denen der Schneematsch knöchelhoch lag. John, der am Fenster gestanden hatte, wandte sich um. Superintendent Powell trommelte mit seinen Fingern einen Wirbel auf die Schreibtischplatte. Powell war nervös. Er war ein Mann mit scharfem Verstand und sah oft Zusammenhänge, die andere nicht einmal ahnten. Nicht umsonst war er einer der leitenden Beamten bei Scotland Yard.

Powell nahm einen Schluck Wasser.

»Sie haben schon einen Plan, Inspektor?«

Dieser Satz war mehr eine Feststellung als eine Frage. John ließ sich auf den harten Besucherstuhl fallen und fixierte das Bild der Queen an

der Wand.
»Ich muß diese verdammte Dämonenfürstin finden«, murmelte er. »Aber ich brauche auch Informationen, Sir. Ich kann nicht einfach ins Blaue hineinsuchen.«
»Sie haben also keinen Anhaltspunkt«, warf Superintendent Powell ein.
John wiegte den Kopf. »So gut wie keinen.«
»Und wie ist es mit dem Haus?«
»Sir, dort werden wir kaum etwas finden. Ich meine etwas, was uns weiterbringt. Und den Namen der Toten wissen wir auch nicht. Wir können natürlich eine Zeichnung anfertigen lassen, sie dann abdrucken und die Bevölkerung zur Mithilfe auffordern. Aber das würde erstens zu lange dauern, und zweitens bekämen wir alle möglichen Namen untergeschoben, nur nicht den richtigen.«
»Gut, Inspektor. Aber von diesem Gordon Flash wissen wir mehr. Forschen Sie in seinem Vorleben nach, und Sie stoßen bestimmt auf eine Spur.«
John lächelte. »Ich gebe Ihnen durchaus recht, Sir. Bedenken Sie aber eines, auch diese Methode kostet Zeit. Um aber das Übel auszurotten, müssen wir es an der Wurzel packen.«
»Wie haben Sie sich das vorgestellt?«
»Ich selbst werde der Göttin auf den Pelz rücken. Und zwar auf dem direktesten Weg. Werde versuchen, sie aus der Reserve zu locken. Informationen kann mir sicher Professor Bannister geben. Er hat einen Lehrstuhl für Archäologie und Ethnologie hier an der Universität. Ich kenne ihn relativ gut. Er kann mir bestimmt weiterhelfen.«
»Professor Bannister ist ein Wissenschaftler und kein Scharlatan, wie ein Magier zum Beispiel.«
»Aber er beschäftigt sich auch mit Dämonologie«, erwiderte John.
»Da haben Sie mich ja wieder schön überfahren«, meinte Superintendent Powell und nahm einen großen Schluck.
Dann sagte er: »Gut, von mir aus machen Sie, was Sie wollen. Meinen Segen haben Sie. Aber schaffen Sie uns die verdammte Pest vom Hals.«
Durch die Rohrpost kam das Untersuchungsergebnis des toten Flash. Superintendent Powell riß die Papphülle auf und nahm zwei Bogen engbeschriebener Zeilen heraus. Er las eine Weile und schüttelte dann den Kopf. »An Herzschlag gestorben, der Mann. Und dafür machen die einen ellenlangen Bericht. Sie wissen also Bescheid, Inspektor.«
John Sinclair stand auf. »Falls die Spurenspezialisten fertig sind, geben Sie mir bitte Nachricht, Sir.«
»Ja, ja.«
Noch vom Yard aus rief John Sinclair Professor Bannister an. John mußte sich einen Moment gedulden, da der Professor aus einer

Vorlesung geholt wurde. Doch dann hatte er ihn an der Strippe. Der Inspektor sprach von seinen Problemen und bat um eine Verabredung. Professor Bannister war nicht abgeneigt und man wollte sich um 13 Uhr im Golden Star treffen. John Sinclair war schon einige Minuten früher da. Das Golden Star war ein gutes Lokal, in dem man fantastisch essen konnte. Es war rustikal eingerichtet und in einzelne Nischen aufgeteilt. Jeder fühlte sich ungestört. Um diese Zeit war es etwa zur Hälfte besetzt. John wählte einen Platz am Fenster und rauchte eine Zigarette.

Professor Bannister kam zehn Minuten zu spät. Er entschuldigte sich wortreich und bestellte beim Ober das gleiche zu trinken wie John. Ein Glas Tee. Professor Bannister war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Er hatte dichtes grauschwarzes Haar und einen ebensolchen Bart. Sein Gesicht wirkte wie aus Holz geschnitzt und war leicht gerötet. Auf seinem breiten Nasenrücken saß eine Hornbrille.

Professor Bannister putzte sich die Brillengläser. »So, nun berichten Sie mal, Inspektor. Wo drückt der Schuh?«

John erzählte noch einmal alles von Anfang an. Ließ nichts aus und fügte auch nichts hinzu. Professor Bannister war ein guter Zuhörer. Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht. Er unterbrach John auch mit keinem Wort. Zwischendurch servierte der Ober lautlos den Tee. Professor Bannister nippte mit vorsichtigen Schlucken. Nach John Sinclairs Bericht war es erst einmal zwischen den beiden Männern still.

Schließlich sagte Professor Bannister: »Wenn ich Sie ja nicht kennen würde, Inspektor, ich hielte Sie für einen Spinner. Aber so muß ich Ihnen das schon abnehmen. Und wenn ich vorher eine Frage stellen darf. Was habe ich mit der Sache zu tun?«

Johns Lächeln wirkte ein wenig verlegen, als er antwortete. »Ich weiß, Professor, daß Sie Völkerkundler sind und sich auch mit Dämonologie beschäftigen. Ich habe nun angenommen, daß Sie mir bei der Suche nach der Göttin behilflich sein können. Vielleicht ist es auch zuviel verlangt, aber ich muß jede Möglichkeit ausschöpfen.«

Professor Bannister griff in die Innentasche seines braunen Jacketts und holte einen Tabaksbeutel nebst Pfeife hervor. Als die ersten blauen Rauchschwaden gegen die holzgetäfelte Decke stiegen, gab er Antwort.

»Sie haben Glück gehabt, Inspektor. Von der Dämonengöttin Kalhori habe ich tatsächlich schon einiges gehört. Es war auf einer meiner Forschungsreisen oben in Tibet. Wir hatten in einem Kloster übernachtet, und ein Mönch, mit dem ich eine sehr lange Diskussion hatte, sprach von der Göttin. Natürlich wollte ich mehr Wissen, doch der Mann gab keine Einzelheiten preis. Ein Gelöbnis verschloß ihm sozusagen den Mund. Ich habe auch nicht weiter gefragt, denn uns

interessierten damals andere Dinge. Sie, Inspektor, sind der erste, der mich wieder darauf anspricht.«

John lehnte sich zurück. »Dieses Kloster, Professor, wissen Sie noch, wo es lag?«

»Ja. Nicht weit davon ist ein Ort. Oder besser gesagt ein größeres Dorf. Es trägt den Namen Zhigatse. Das Kloster liegt ungefähr zehn Meilen davon weg, allerdings hoch in die Felsen gehauen.«

»Die Mönche wissen demnach mehr von der unheimlichen Dämonenfürstin«, sagte John.

»Das schon, Inspektor. Aber wie gesagt, die Schweigepflicht verbietet es den Leuten, darüber zu reden.«

»Trotzdem, ich muß nach Tibet, um das Übel an der Wurzel packen zu können.«

»Wie haben Sie sich das vorgestellt, Inspektor? Wie wollen Sie die Dämonen bekämpfen? Hier in London haben Sie Glück gehabt – aber dort…«

»Ich werde es eben darauf ankommen lassen müssen.«

»Und hinterher mache ich mir Vorwürfe, wenn Sie verschwunden sind.«

»Das ist Berufsrisiko.«

Professor Bannister blickte John nachdenklich an. Dann sagte er plötzlich: »Ich habe in Dehli einen Freund, der sich mit den gleichen Wissenschaften beschäftigt wie ich. Nur viel intensiver. Vor allen Dingen mit der Dämonologie. Er wird Ihnen bestimmt helfen. Ich werde ihm noch heute Bescheid geben.«

John Sinclair war elektrisiert. »Wie heißt der Mann, Professor?«

»Sein Name lautet Mandra Korab. Er gehört in Dehli zu den Gesellschaftsspitzen. Sein Vater ist ein immens reicher Maharadscha. Wenn Ihnen einer helfen kann, dann ist es Mandra Korab.«

Professor Bannister zückte sein Notizbuch und riß eine Seite ab. »Ich gebe Ihnen jetzt die Adresse, Inspektor. Bestellen Sie meinem Freund die besten Grüße von mir. Und Ihnen wünsche ich viel Glück.«

Professor Bannister stand auf und reichte John die Hand. Dann verließ er mit schnellen Schritten das Lokal. John Sinclair blieb noch einige Augenblicke sitzen. Die Gedanken schwirrten in seinem Kopf herum. Er dachte an die Dämonenfürstin und an Mandra Korab. Er war gespannt auf diesen Mann.

Aber tief in seinem Innern hatte er auch Gefühl der Angst. Er wußte, daß etwas Schreckliches auf ihn zukommen würde und er es nicht verhindern konnte – und auch nicht wollte. Als John das Lokal verließ, begann es wieder zu schneien. Mit schnellen Schritten steuerte der Inspektor das nächste Reisebüro an, um sich eine Flugkarte nach Dehli zu kaufen. Es sollte eine Reise in die Hölle werden…

***

Das Klima in Dehli war feucht und heiß. John Sinclair traf die Tropenluft wie ein Schock, als er das klimatisierte Flugzeug verließ. Der Inspektor riß sich sofort den Hemdknopf auf und lockerte den Krawattenknoten. Für das freundliche Lächeln der Stewardessen hatte er nur ein schmales Grinsen übrig. Auf der Rollbahn warteten schon die Busse. Wie eine Hammelherde strömten die Passagiere darauf zu. John ließ sich Zeit. Er war einer der letzten, die die Busse enterten. Zum Glück arbeitete im Innern eine Klimaanlage. Lautlos rollten die Busse auf das große Flughafengebäude zu. Interessiert betrachtete John die Mitreisenden. Es war ein buntes Völkergemisch. Orientalen, Inder, Chinesen und Europäer. Durch eine Einfahrt ging es bis in die Halle. Jetzt begannen die Zollformalitäten.

Jeder Koffer wurde durchsucht. Das paßte John Sinclair gar nicht. Schließlich wollte ihn Mandra Korab abholen, und die Zeit war schon überschritten. Endlich war er an der Reihe. Fünf Minuten dauerte die Prozedur, dann bekam John seinen Stempel und konnte gehen. Als Erkennungszeichen sollte Korab eine englische Zeitung in der Hand halten. Und dabei sollte er am Schalter der Air India stehen. Er stand nicht. Zu fragen hätte bei diesem Betrieb keinen Sinn gehabt. Also entschloß sich John, eine Wartepause einzulegen. Die Zeit verging. John Sinclair, der seine Umgebung immer im Auge behielt, fiel auf, daß sich in seiner Nähe zwei verdächtige Typen herumdrückten. Es waren dunkelhäutige Männer in modern geschnittenen Anzügen und knallig bunten Krawatten. Sie zeigten an John Sinclair augenscheinliches Interesse, doch schließlich verzogen sie sich, und John vergaß die beiden.

»Mister Sinclair aus London?« fragte hinter John eine nette Mädchenstimme.

Der Inspektor wandte sich um. »Ja.«

»Telefon für Sie, Sir.«

»Sinclair.«

»Hier spricht Mandra Korab. Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht abholen kann, aber es gibt einen triftigen Grund dafür, den ich Ihnen später nennen werde, Stellen Sie jetzt bitte keine Fragen, sondern hören Sie zu. Nehmen Sie ein Taxi und lassen Sie sich unverzüglich in das India Hotel bringen. Ich werde Sie dann anrufen oder selbst kommen.«

»Moment mal, Mr. Korab«, sagte John.

»Was wird eigentlich gespielt? Sind Sie in Gefahr? Oder…«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, Mr. Sinclair, ich erkläre es Ihnen später. Nur soviel, Kalhori ist überall.«

Johns unbekannter Gesprächspartner hängte ein. Nachdenklich gab der Inspektor den Hörer zurück.

Er dachte über das Gespräch nach. So wie es sich angehört hatte, war es kein Bluff. John besaß Erfahrung genug, um so etwas sofort erkennen zu können. Aber was steckte wirklich hinter all dem?

John beschloß, zuerst einmal ins India Hotel zu fahren. Er nahm seinen Koffer und strebte dem Ausgang zu. Draußen empfing ihn wieder die schwüle Hitze. Die Luft schien über dem Asphalt zu tanzen. Ein unbeschreibliches Menschengewirr herrschte. Alle Nationen schienen vertreten zu sein. Dazwischen, auf den breiten Straßen, fuhren oft uralte Wagen mit schrillem Gehupe. Nur eine heilige Kuh konnte John nicht entdecken. Die Taxifahrer rissen sich um die Gäste. Ein wieselflinker Bursche kam auf John zugerannt.

»Ich Sie überall fahren hin, Sir. Ich…«

Im gleichen Moment erhielt der Fahrer einen brutalen Stoß in den Rücken. Er flog an John vorbei und krachte gegen einen Hydranten. Dann ging alles blitzschnell. Ehe der Inspektor eingreifen konnte, drückte ihm jemand etwas Hartes in den Rücken.

Eine Stimme zischte. »Bleiben Sie ruhig stehen!«

Es waren zwei Gegner, mit denen John es zu tun hatte. Und zwar die beiden, die ihn vorhin so ausführlich beobachtet hatten. Der andere hatte sich vor dem Inspektor aufgebaut. Auch er hielt eine Waffe in der Hand, die er allerdings mit Hilfe einer Zeitung verborgen hielt. John konnte nur das kreisrunde Loch der Mündung sehen.

Da die beiden bestimmt Englisch sprachen, fragte John scharf: »Was soll das Spielchen? Ein Überfall?«

Der Kerl vor ihm erwiderte: »Wir werden eine kleine Spazierfahrt machen, das ist alles.«

»Und wohin?«

»Nicht so neugierig sein. Und jetzt steigen Sie ein.«

Der Mann drehte sich zur Seite und deutete auf einen dunkelblauen Mercury, der sich zwischen die Taxis geschoben hatte. Durch die getönte Frontscheibe sah John die Umrisse eines dritten Mannes hinter dem Lenkrad. Achselzuckend setzte sich der Inspektor in Bewegung. Es sah alles lässig aus, doch Johns Gedanken arbeiteten fieberhaft. Sollte er durch Zufall das Opfer eines Raubüberfalls geworden sein? Oder steckte vielleicht eine andere Gruppe dahinter. Kalhoris Schergen vielleicht?

»In den Fond des Wagens, bitte.«

Eine gewisse Höflichkeit konnte man den Gaunern nicht absprechen. John klemmte sich auf den Rücksitz. Er mußte sich dicht an die Tür setzen. Sein Bewacher saß an der anderen Tür, schräg, so daß er John Sinclair im Auge behalten konnte. Der zweite Pistolenmann hockte auf dem Beifahrersitz.

»Die Türen sind übrigens verriegelt«, sagte er zu John und lächelte breit.

»Ich nehme es zur Kenntnis.«

Der Mercury setzte sich in Bewegung. Die Fahrt ging quer durch Dehli. Über breite, gut ausgebaute Straßen, aber auch durch Slums, die an Dreck und Verkommenheit kaum zu überbieten waren. Überall spielten Kinder. John sah während der relativ langsamen Fahrt in viele Kinderaugen und wäre am liebsten ausgestiegen, um den armen Geschöpfen einige Dollar zu geben. Er hatte sich schon in London für diese Währung entschieden. Die drei Männer redeten kein Wort. John fiel auf, daß sich der Beifahrer öfter umdrehte und nach Verfolgern Ausschau hielt. Doch jedesmal schüttelte er beruhigend den Kopf. John griff in seine Jackentasche. Sofort zuckte sein Bewacher zusammen.

Der Inspektor grinste gequält. »Darf ich rauchen?«

Sein Bewacher zögerte mit der Antwort, stimmte aber schließlich zu. John gönnte sich eine Filterlose. Im Wagen war es heiß. Die Sachen klebten dem Inspektor am Körper. Sein Gesicht war schweißnaß. Sie erreichten die Vorstädte, fuhren durch eine schmale Gasse, die von Wellblechbuden flankiert wurde, und bogen plötzlich auf eine breite, asphaltierte Straße ein. Augenblicklich änderte sich das Bild. Exotische Bäume säumten den Straßenrand. Dahinter waren weitläufige, gepflegte Parks zu erkennen, in denen Blumen und Sträucher in einer selten gesehenen Farbenpracht blühten.

Ab und zu schimmerte durch diese tropische Landschaft das Dach oder die Mauer eines Hauses. Hier mußte das Prominentenviertel von Dehli sein. Die Wagen, die ihnen entgegenkamen, waren teure Fabrikate aus aller Welt. Der Zweck dieser Entführung wurde John immer rätselhafter. Nach einem Überfall sah das nicht mehr aus. Wenn dies der Fall gewesen wäre, hätte man John längst an irgendeine einsame Stelle gefahren und ihn dort in die Mangel genommen. Langsam wuchs in John die Spannung. Der Mercury wurde langsamer. Nach einer Kurve betätigte der Fahrer das rechte Blinklicht und fuhr auf eine der breiten Parkeinfahrten zu. Ein großes Tor glitt automatisch zurück. John entdeckte in der weißen Mauer die Objektive zweier Kameras. Der Wagen rollte auf einen Kiesweg.

Ein sorgfältig gepflegter Park breitete sich aus. Über einen künstlich angelegten Hügel fuhr man auf das Haus zu. Haus war natürlich übertrieben. Orientalisches Märchenschloß war die richtige Bezeichnung. Es gab kleine Türme, Kuppeln und Pagodendächer. Eine kunstvoll geschnitzte Holztür glitt auf, als John den Wagen verließ. Zwei Männer, abenteuerlich und bunt gekleidet, nahmen ihm sofort den Koffer ab. Der Mann, der John die gesamte Fahrzeit über mit der Pistole bedroht hatte, machte eine einladende Handbewegung.

»Bitte sehr!«

Die Waffe hatte er weggesteckt. John betrat eine große, angenehm

kühle Halle. Wertvolle Teppiche bedeckten den Boden. Erlesene Kostbarkeiten aus Tausendundeiner Nacht dienten als Dekoration.

John sah phantastische Waffen an den Wänden hängen und handgearbeitete, kaum zu bezahlende Möbelstücke. In der Mitte des Prachtsaales sprudelte ein Springbrunnen, an dessen Seiten tropische Gewächse gediehen. Für Sekunden nahm dieser Prunk John Sinclair gefangen. Deshalb sah er nicht, wie sich im Hintergrund dieser Prachthalle eine Tür öffnete und ein Mann auf John zukam. Erst als dieser dicht vor ihm stand, bemerkte der Inspektor ihn. Der Mann lächelte und deutete eine Verbeugung an. »Sie gestatten, daß ich mich vorstelle?« sagte er in tadellosem Oxford-Englisch. »Mein Name ist Mandra Korab!«

***

»Das hatte ich mir fast gedacht«, erwiderte John Sinclair trocken. »Aber ich wäre auch allein gekommen. Sie hätten Ihre Gorillas gar nicht erst bemühen brauchen.«

»Für dieses Verhalten entschuldige ich mich tausendmal. Aber ich habe meine Gründe, Mister Sinclair.«

»Wie Sie meinen«, sagte John. Er musterte den Inder unauffällig. Mandra Korab war ein großer, sehniger Mann. Er hatte dunkelbraune tiefliegende Augen und ein hartgeschnittenes Gesicht. Über der Nasenwurzel hatte er einen dunklen Fleck. Das Kastenzeichen. Mandra Korab gehörte demnach zu den Privilegierten. Der Inder trug einen stahlblauen Maßanzug, ein blütenweißes Hemd und eine dezent gemusterte Krawatte, die mit einer wertvollen Perle geschmückt war. Um den Kopf hatte Mandra Korab einen Turban geschlungen, mit einem wertvollen Diadem über dem Haaransatz. An seinen kräftigen, aber schlanken Fingern steckten mehrere Ringe.

»Ich darf Sie in mein Arbeitszimmer bitten, Inspektor.«

Es ging durch mehrere prächtig ausgestattete Gemächer, und dann betraten sie Korabs Arbeitszimmer. John war aufgefallen, daß der Inder eine große Zahl von Dienern beschäftigte, und der Inspektor hatte den Verdacht, daß diese Leute mit einer Pistole besser umgehen konnten, als mit einem Servierwagen. Vielleicht war Korab sogar eine Größe in der indischen Unterwelt. Der Inder deutete auf eine moderne, wunderbar bequeme Sitzgruppe. »Bitte, nehmen Sie Platz, Inspektor.«

Ein Diener schob lautlos einen Wagen, mit Getränken, Obst und erlesenem Gebäck herein.

»Bitte, bedienen Sie sich«, sagte Mandra Korab, »und entschuldigen Sie, daß ich Ihnen nicht erst Ihr Zimmer gezeigt habe. Ich weiß, daß Sie sich bestimmt frischmachen wollen, aber unser Gespräch ist wichtiger.«

John gönnte sich ein Glas mit eisgekühltem Orangensaft. Dann sagte er: »Schießen Sie los, Mr. Korab.«

»Der Grund, Mr. Sinclair, daß ich Sie auf vielen Umwegen zu mir gebeten habe, ist folgender: Ich werde im Moment gejagt und muß um mein Leben bangen. Kalhoris Schergen sind mir auf der Spur. Die Göttin hat zu einer – wenn ich mal das Wort gebrauchen darf – Großoffensive angesetzt. Sie will die Erde beherrschen, muß mich aber vorher aus dem Weg räumen, da ich einen Teil ihres Geheimnisses kenne. Ich bin in letzter Zeit mehrmals mit viel Glück ihren Anschlägen entgangen. Ich habe Dämonenfallen um mein Haus aufbauen lassen und mein Personal nur aus vertrauenswürdigen Leuten zusammengesetzt. Aber das alles ist nicht Ihre Angelegenheit, Inspektor. Sie sind mir von meinem alten Freund Professor Bannister empfohlen worden, und ich sichere Ihnen hiermit meine vollste Unterstützung zu. Außerdem sind Sie mir ein nicht ganz Unbekannter. Der Kampf mit dem Dämon Sakuro hat damals hohe Wellen geschlagen. Aber Kalhori ist stärker, Inspektor. Um sie zu besiegen, müssen Sie gewisse Punkte beachten. Aber das sind Einzelheiten, die ich Ihnen später erklären werde. Ich hätte jetzt allerdings gern Ihr Erlebnis mit den Dienern der Göttin gehört.«

John Sinclair berichtet. Er hatte zu dem Inder vollstes Vertrauen gefaßt, wußte, daß er hier einen Partner gefunden hatte, der die Materie noch besser kannte als er. Die beiden Männer unterhielten sich lange. John lernte Formeln und Zaubersprüche, die er nie zuvor in seinem Leben gehört hatte.

Die Formeln waren Jahrhunderte alt. Überlieferungen aus dem Dämonen- und Schattenreich.

John wollte wissen, wo das Kloster der Mönche genau liegt. Der Inder blickte den Inspektor nachdenklich an. Dann meinte er: »Ich darf Ihrer Frage entnehmen, daß Sie fest entschlossen sind, der Göttin gegenüberzutreten. Ich werde es Ihnen sagen, Inspektor. Das Kloster liegt nördlich der Stadt Zhigatse, wie Ihnen Professor Bannister ja schon sagte. Es wird nicht leicht sein, dort hinzukommen, aber zum Glück habe ich weitreichende Beziehungen. Sie müssen sich damit vertraut machen, in eine Welt zu steigen, die kaum jemand gesehen hat. Sie werden der erste Ungläubige sein, der das Tor zur Dämonenwelt aufreißt. Und damit Sie sehen, was sie erwartet, darf ich Ihnen etwas zeigen, worüber Sie auch absolutes Stillschweigen zu bewahren haben. Bitte, folgen Sie mir.«

Der Inder trat an ein Bücherregal, drückte auf eine bestimmte Stelle, und das Regal glitt zur Seite.

Ein kleiner Raum tat sich dahinter auf. Er war nur schwach erleuchtet, und John erkannte einen Tisch, auf dem irgend etwas lag, das mit einem schwarzen Samttuch abgedeckt war. Der Inder zog das

Samttuch zur Seite. Eine Kugel wurde sichtbar. Mandra Korab wandte sich um. »Diese Kugel«, sagte er, »ist ein Erbe meiner Ahnen. Sie ist uralt, und es heißt, ein Gott hätte sie auf die Erde gebracht. Sie ist die stärkste Waffe im Kampf gegen die Dämonen und Höllengestalten. Aber sie besitzt noch eine andere Fähigkeit. Sie können durch die Kugel in eine andere Welt sehen.«

Mandra Korab umfaßte die kostbare Kugel mit beiden Händen. Sein Gesicht, vorhin noch hart und angespannt, veränderte sich. Es wurde plötzlich verschwommen. Eine unsichtbare Kraft schien durch den Körper des Inders zu strömen. John Sinclair hielt den Atem an. Und dann begann Mandra Korab zu sprechen. Es waren Laute, die John noch nie gehört hatte. Seltsam kehlig und abgehackt. Nach kurzer Zeit gingen die Laute in einen seltsamen Singsang über, und John sah, wie sich die Kugel plötzlich veränderte. Farben begannen von unten her zu fließen, liefen ineinander und wurden zu einem rasenden Wirbel. Mandra Korabs Stimme wurde lauter, hektischer. Schweiß bedeckte seine Stirn. Und dann sah John die Bilder! Sie schwebten in der Kugel, waren noch verschwommen, zerflossen ineinander und standen plötzlich klar und deutlich vor John Sinclairs Augen. Der Inspektor sah eine andere Welt! Dunkelheit! Flackernde Feuer! Gestalten, die um eine riesige Figur tanzen. Es war ein unheimliches Bild. Die Gestalten schienen zu schreien. Die Mäuler ihrer Vogelmasken bewegten sich, doch kein Laut drang an Johns Ohren. Rauch wölkte auf. Ausgestoßen aus dem Maul der riesigen Götzenfigur. Plötzlich war alles vorbei. John hörte seinen eigenen scharfen Atem und das Stöhnen des Inders. Mandra Korab war über dem Tisch zusammengebrochen. Die Seance mußte unwahrscheinlich viel Kraft gekostet haben. Nur langsam beruhigte sich der Mann.

»Kommen Sie, Inspektor«, sagte der Inder.

Die beiden Männer gingen wieder zurück in das Arbeitszimmer. John hörte sein eigenes Herz laut pochen. Auch er hatte diese Szenen noch nicht verdaut.

»Es – es war das Reich der Göttin«, sagte John. Eine leise Frage lag in diesem Satz.

»Ja, Inspektor, Sie haben Kalhori und ihre Diener gesehen. Noch kann sie persönlich uns nicht gefährlich werden.«

»Sie hat die Gestalt eines Vogels?« fragte John.

»Nicht genau. Ich kann Sie Ihnen auch nicht präzise beschreiben. Aber wir werden sie zu sehen bekommen. Der Fluch wird dann ganz erfüllt werden, denn Sie, Inspektor, sind dazu bestimmt, die Göttin zu vernichten! So haben es die alten Schriften vorhergesagt.«

Die Worte des Inders klangen wie ein Schwur. John fühlte, daß seine Hände zitterten. Er hatte eine ungeheure Aufgabe übernommen. Konnte er sie überhaupt lösen…?

***

Schattenwesen geisterten um Mandra Korabs Besitz. Formlose Gestalten, die zu einem endgültigen Vernichtungsschlag ausholen wollten. Kalhori hatte ihr Heer geschickt. Die Dämonensperre war durchbrochen worden. Noch war alles friedlich. Doch unaufhaltsam und unhörbar näherten sich die Schreckensgestalten dem Haus…

***

Mandra Korab hatte John Sinclair eine fantastische Suite zur Verfügung gestellt, die insgesamt drei Zimmer umfaßte. Einen Wohnraum, ein Schlafgemach und ein Badezimmer. Die Einrichtung war eine Mischung aus moderner Architektur und orientalischem Prunk. Die beiden Geschmacksrichtungen waren hervorragend kombiniert. Es gab keine Türen, nur Durchlässe, die nach oben hin spitz zuliefen. Als erstes zog John seine Jacke aus und streifte den Schlips über den Kopf. Er mußte lächeln, als er sich die Worte des Inders in die Erinnerung zurückrief. Korab hatte sich nochmals für die rauhe Behandlung seiner Leute entschuldigt. Aber er mußte vorsichtig sein, denn Kalhoris Schergen lauerten überall und waren schon in den verschiedensten Verkleidungen aufgetreten. Im Bad gab es alles, was der Mensch brauchte. John warf nur einen kurzen Blick hinein und inspizierte dann die anderen Zimmer. Er öffnete das Fenster und sah hinaus in den dunklen Park. Die Luft war warm. Ein leichter Wind umfächerte Johns Gesicht. Der Inspektor lehnte sich über die Fensterbrüstung. Eine nachdenkliche Falte hatte sich in seine Stirn eingekerbt. Irgend etwas stimmte nicht. Der Park, eine dschungelähnliche tropische Landschaft, lag still und verlassen unter ihm. Kein Geräusch drang zu ihm herauf, obwohl John sicher war, daß es hier auch Tiere gab, die erst nachts richtig zum Leben erwachten. Etwas lag in der Luft. Johns sechster Sinn meldete Gefahr. Behutsam schloß er das Fenster. Er warf noch einen Blick hinaus, und sah zwei bewaffnete Männer über eine Lichtung gehen.

Das Mondlicht zeichnete ihre Konturen scharf ab. Korabs Leute paßten auf. Der Inspektor wandte sich ab und zog sein Hemd aus. Er wollte ein Bad nehmen. Da klopfte es an die Tür.

»Ja – bitte.«

Ein junges Mädchen trat ein. Es trug einen bunten Sari und hielt den Kopf gesenkt. Über den ausgestreckten Armen hing ein Badetuch. John lächelte. »Sie kommen gerade im richtigen Augenblick.«

Das Mädchen blickte ihn scheu an und ging ins Badezimmer. Das Tuch legte sie auf einen mit Fell überzogenen Schemel. Sie verneigte sich vor John und verschwand so schnell wie sie gekommen war. Der Inspektor zuckte die Achseln. Solche scheuen Mädchen gab es in London nicht. Er hatte wenigstens noch keine kennengelernt. John

legte seine Sachen zurecht, die er nach dem Bad anziehen wollte, schnappte sich seinen Bademantel und schlenderte pfeifend ins Bad. Die Wanne allein war ein Gedicht. Oval in der Form bot sie bequem zwei Menschen Platz. Auf dem breiten Rand standen Flaschen mit erlesenen Badesalzen. In einem Behälter lagen mehrere Seifensorten, die Kräne waren vergoldet, und die Fliesen zeigten Motive aus der Geschichte des Landes. John wählte ein Badesalz mit einem besonders exotischen Namen. Er streute nur wenig in die Wanne und stellte die Flasche dann weg. Schon spürte er einen exotischen Duft in der Nase. Einen Duft, der ihn irgendwie erregte.

»Ja, ja, die Freuden des Lebens«, murmelte der Junggeselle John Sinclair, beugte sich vor und drehte den vergoldeten Kran nach links. In einem breiten Schwall schoß die Flüssigkeit aus dem Hahn. Im gleichen Augenblick schrie John Sinclair auf. Was aus dem Kran floß, war kein Wasser.

Es war Blut!

***

Sekundenlang umklammerte John Sinclair das eiskalte Entsetzen. Gedankenfetzen schossen ihm durch den Kopf. Das Mädchen, das hereingekommen war, und das Badetuch gebracht hatte – es mußte den Kran verhext haben. Zum Glück hatte sich John Sinclair wieder schnell gefangen. Das Blut war warm. Dämpfe zogen von der Oberfläche auf. Es roch widerlich. John zog den Stopfen aus dem Abfluß. Gurgelnd verschwand das Blut im Abfluß. Nur ein roter Film blieb zurück. Der Inspektor lief aus dem Badezimmer und streifte ein anderes Hemd über. Er mußte Mandra Korab benachrichtigen. So wie er die Lage sah, waren die Dämonen schon längst im Haus. Das Blut aus dem Kran hatte es bewiesen. John ging zur Tür. Da wurde sie aufgezogen. Das Mädchen, das ihm das Badetuch gebracht hatte, stand plötzlich im Zimmer. Doch diesmal hatte es sich verändert. Es trug zwar immer noch den Sari, doch das Gesicht war eine entstellte Fratze. Die Augen waren aus den Höhlen getreten, der Mund klaffte weit auf und ließ ein schimmerndes Gebiß sehen. In der Hand hielt das Mädchen etwas Seltsames. Einen gläsernen Dolch! Für einen Augenblick dachte John an die Wunde der Mary-Lou Nikuta. Sie hätte gut von solch einem Instrument stammen können. Unten gellte ein verzweifelter Schrei auf. Stimmen schrieen durcheinander, ein Schuß peitschte. Auch dort mußten die Dämonen angegriffen haben.

»Was willst du?« fragte John.

Das Mädchen gab keine Antwort. Langsam kam es auf den Inspektor zu, den Dolch stoßbereit erhoben. John sah keine menschliche Regung in ihren Augen. War sie bereits ein Dämon? Hielten sie die Gestalten der Unterwelt schon in den Krallen? John Sinclairs Haltung spannte

sich. Es mußte ihm gelingen, das Mädchen zu überwältigen und sie zum Reden zu bringen. Der gläserne Dolch stieß vor.

Pfeilschnell hatte das Mädchen die Bewegung vollführt. John mußte sein ganzes Können aufbieten, um auszuweichen. Schon kam der nächste Angriff. Wie ein blitzender Strahl huschte der Dolch auf den Inspektor zu. Im letzten Augenblick tauchte John weg. Haarscharf fuhr der gläserne Dolch über seinen Kopf hinweg. Das Mädchen schrie vor Wut auf und taumelte. Augenblicklich packte John es an der Taille, hakte einen Fuß hinter sein rechtes Bein und brachte es zu Fall. Das Mädchen prallte auf den Rücken. Einen Herzschlag später war der Inspektor über ihm. Ein rascher Griff, und der Dolch fiel aus ihren Fingern. Das Mädchen kämpfte wie eine Besessene. Schlug, kratzte und biß.

Schließlich war es John leid. Er schnappte sich den Dolch und hielt die Spitze vor die Kehle des Mädchens. Sofort ging eine Veränderung mit ihr vor. Ein Ausdruck grenzenloser Angst legte sich auf ihr Gesicht. Sie stammelte Worte in einer John unbekannten Sprache. Der Inspektor fühlte, wie ein nie gekanntes Gefühl von ihm Besitz ergriff. Die Konturen des Mädchengesichtes verschwammen vor seinen Augen. Unwillkürlich lockerte er seinen Griff. Das Mädchen rollte zur Seite, sprang auf und rannte schreiend aus dem Zimmer. John wand sich auf dem Boden. Sein Inneres schien zu verbrennen. Der Dolch klebte wie angegossen zwischen seinen Fingern. Mit dem letzten Rest seines Verstandes wurde John klar, daß es der gläserne Dolch war, der die dämonischen Kräfte weiterleitete. John öffnete die Finger. Diese Bewegung kostete ihm ungeheure Kraft. Verzweifelt schlug er seinen Arm auf den Boden. Der gläserne Dolch rutschte aus seiner Hand. Augenblicklich hörte das Brennen auf. John konnte wieder klar sehen und denken. Tief sog er die Luft ein und setzte sich auf.

Er war schweißnaß. Neben sich sah er den Dolch liegen. Das geschliffene Glas glitzerte in allen Farben. Dieser Dolch war eine mörderische Waffe. In der Hand eines Menschen, machte er diesen zu einem Werkzeug der Dämonen. Die Vorstellung war grauenhaft. John hatte es bei dem Mädchen erlebt und bei sich selbst. Wankend kam der Inspektor auf die Beine. Das Zimmer drehte sich vor seinen Augen. John taumelte in Richtung Tür. Er hatte vorhin Schreie und Kampfgeräusche gehört.

Unten im Haus mußte die Hölle los sein. John gelangte auf den Gang. Nach jedem Schritt ging es ihm besser. Er fühlte, wie immer mehr Kraft in seinen Körper zurückfloß. Eine gewundene Treppe führte nach unten. Vor der obersten Stufe lag das Mädchen. Es war tot. Gebrochene Augen starrten gegen die Decke. John fiel die Parallele zu Gordon Flash ein. Auch er hatte sich den Dämonen widersetzen wollen und war gestorben. Und plötzlich hörte John in

seinem Rücken ein Geräusch. Er kreiselte herum. Sie kamen genau auf ihn zu. Drei Mönche. Sie trugen lange Kutten. Auf ihre Köpfe hatten sie Masken gesetzt, die an schreckliche Vogelfratzen erinnerten.

Aus Öffnungen, die wohl den Mund darstellen sollten, quoll heißer Brodem. Johns Herz machte einen Sprung. Die Mönche hielten jeweils einen gläsernen Dolch in der Hand. Diese mit Dämonenblut geweihten Waffen, die einen Menschen zum Wahnsinn oder in den Tod treiben konnten, John Sinclair sann nach einem Ausweg. Von unten hörte er gräßliche Todesschreie. Im gesamten Haus mußte es von dieser Höllenbrut wimmeln. Die Mönche kamen immer näher.

Fieberhaft suchte John Sinclair nach einem Ausweg. Vor konnte er nicht. Er würde es nie schaffen, die Höllenwesen zu überwältigen. Also die Treppe herunter nach unten. Und damit direkt in die Arme der anderen. Aber da hatte er vielleicht noch eine geringe Chance. Schon streifte der weißgelbe Brodem Johns Gesicht. Der Qualm setzte sich auf seine Haut fest, hatte die Wirkung einer Säure. John Sinclair floh. Er warf sich auf dem Absatz herum und hetzte die Treppe herunter. Drei vier Stufen nahm John auf einmal, erreichte den nächsten Treppenabsatz – und blieb wie angewurzelt stehen. Ein grauenhaftes Bild bot sich seinen Augen. Fünf, nein sechs Mönche hatten Mandra Korab eingekeilt, doch sie konnten ihn nicht fassen. Korab stand in einem magischen Kreis. Immer wieder versuchten es die Mönche, wurden jedoch wie von einer unsichtbaren Gummiwand zurückgeschleudert. Auf dem Boden lagen Korabs Männer. In seltsamer verrenkter Haltung. John ahnte, daß es ihnen so ergangen war wie dem Mädchen. Hinter sich hörte John Sinclair Schritte. Die Mönche kamen! Im gleichen Augenblick entdeckte ihn Mandra Korab.

»Inspektor!« gellte seine Stimme. »Holen Sie die Kugel! Die magische Kugel. Sie ist unsere einzige Chance…!«

***

Der Inder hatte recht. Es gab für den Inspektor nur diese eine Möglichkeit, den mörderischen Überfall der Dämonen zu stoppen. Er mußte in den Besitz der Kugel gelangen! Noch immer stand John auf dem Treppenabsatz. Schon näherten sich in seinem Rücken die Mörder-Mönche. Er hörte ihre Schritte auf den Stufen. Der ätzende Atem traf seinen Hals.

»Inspektor!« Wieder gellte Korabs Stimme auf.

Und John Sinclair sprang. Wie ein Pfeil flog er über das Geländer. Der Boden kam in rasender Schnelle auf ihn zu. John zog gedankenschnell den Kopf ein, verwandelte den Sturz in eine doppelte Hechtrolle und kam glücklich und ohne verstauchte Knochen auf die Beine. Von der Treppe her brandete ihm das Wutgeheul der Mönche in den Ohren. Drei der sechs Mönche, die sich um Mandra Korab

versammelt hatten, erfaßten als erste die Situation. Schreiend stürzten sie dem Inspektor entgegen. Doch John Sinclair hatte seine Erfahrungen in hunderten von Auseinandersetzungen gesammelt. Er sprang über zwei von Korabs toten Dienern und schnappte sich einen Tisch. Eine Vase rutschte von der Platte und prallte auf den Teppich. Das Wasser lief aus. Der Tisch war leicht. Hoch schwang ihn John über den Kopf. Die drei Mönche machten einen großen Fehler. Sie kamen in breiter Front auf John zu, fühlten sich zu sicher. Der Inspektor ging leicht in die Knie und fegte den Dämonen den Tisch um die gräßlichen Schädel. Und noch einmal holte er aus. Die Mönche flogen durcheinander. John konnte sie zwar nicht kampfunfähig schlagen, aber er hatte eines erreicht. Der Weg zur Tür war frei! Mit Riesensätzen hetzte John drauf zu. Einer der Mönche wollte nach seinem rechten Bein greifen. John trat ihm ins Gesicht. Der Schuhabsatz drückte ihn in eine glitschige widerliche Masse, aus der die Maske geformt war. Dann hatte John die bewußte Tür erreicht. Er drückte die Klinke hinab und warf sich gleichzeitig gegen das Holz. Wie eine Rakete wurde er in Korabs Arbeitszimmer katapultiert. Im gleichen Augenblick zuckte er zurück. Eine Flammenwand schoß vor ihm in die Höhe. Es war das kalte Feuer der Hölle, und es raste mit atemberaubender Schnelligkeit auf den Inspektor zu. John wich zurück, sprang wieder in die Halle. Die Mönche hatten sich inzwischen erholt. John Sinclair sah die Bestürzung auf Mandra Korabs Gesicht und schrie nur einen Satz:

»Die Flammenwand versperrt mir den Weg!«

Sekunden später löste Mandra Korab den magischen Bann auf. Die drei Mönche, die um ihn herum standen, wurden überrascht. Ehe sie sich versahen, hatte der Inder ihren Ring durchbrochen. Er sprang zu der nächsten Wand, riß dort zwei Schwerter herunter.

»John!«

Sinclairs Kopf ruckte herum. Da flog schon das Schwert durch die Luft, und John fing es gerade im richtigen Moment auf. Einer der Mönche stürzte auf ihn zu. Eine ätzende Wolke streifte Johns Gesicht. John Sinclair führte, das Schwert schräg von unten nach oben. Die Klinge zischte auf den Hals des gräßlichen Dämons zu. Weit wurde der Vogelkopf weggeschleudert, und dann sackte der kopflose Mönch zusammen, wurde zu einem Häufchen Asche, aus der sich ein Rauch faden gegen die Decke kringelte.

»Nur so können wir sie besiegen!« schrie Korab und kämpfte gegen drei Dämonen gleichzeitig, die ihn eingekesselt hatten. John wollte dem Inder zu Hilfe eilen.

»Kümmern Sie sich um die Kugel!« brüllte dieser. »Ich halte die Dämonen auf!«

Wieder hetzte John in das Arbeitszimmer. Die Flammenwand war

verloschen. Die Dämonen hatten jetzt etwas anderes zu tun, mußten sich ihrer Haut wehren. John rannte zu dem Regal. Verdammt, wo war denn nur der Kontakt. Das ausgerechnet hatte ihm der Inder nicht gesagt. Nochmal zurücklaufen? Sollte er sich wieder in das Kampfgetümmel stur…

John dachte den Gedanken nicht zu Ende. Zwei der widerlichen Kreaturen drangen plötzlich durch die Tür und stürzten sich gierig auf den. Inspektor. John ließ sie kommen. Im letzten Moment riß er sein Schwert hoch, spießte den ersten Dämon förmlich auf. Das Schwert drang durch den Körper als wäre er aus Butter. Blitzschnell zog John die Waffe wieder heraus. Ein faustgroßes Loch war entstanden. Mehr auch nicht! Der Mönch griff weiter an. Ein gläserner Dolch raste auf John zu. Der Inspektor duckte sich, zog gleichzeitig das Schwert hoch. Der Dolch mit der zugehörigen Hand wirbelte durch die Luft und klatschte zu Boden. Kein Schmerzensschrei drang aus dem Mund des Dämons.

Diese Wesen hatten keine Gefühle. Schon griff der zweite an. John sprang zur Seite. Der Dolch verfing sich in seinem aus der Hose hängenden Hemd und ratschte ein Stück Stoff heraus. Dann hieb John dem Mönch mit einem einzigen Hieb den Kopf ab. Der Dämon starb lautlos, wurde vor Johns Augen zu Asche. Und im Nebenraum wütete Mandra Korab. Heulen und Kreischen drang an Johns Ohren. Die Schauermusik der Hölle tönte grell zu ihm herein. Der letzte Dämon floh aus dem Zimmer. John verfolgte ihn nicht. Fieberhaft tastete er das Regal ab, suchte den Kontakt. Und da fand er ihn. Es war ein Knopf, ähnlich wie bei einem Radio. John drehte ihn nach rechts. Das Regal schwang herum. Die Kugel lag vor ihm! Das magische Instrument aus der fernen Vergangenheit, mit der Dämonen und Höllenwesen in ihre Welt verbannt werden konnten. Die Kugel leuchtete strahlend wie ein Stern. Lichtreflexe tanzten auf ihrer Oberfläche. Behutsam nahm der Inspektor die magische Waffe in die Hand. Ein Gefühl der Stärke ging von der Kugel aus und floß wie ein unsichtbarer Strom in seinen Körper. Vorsichtig verließ John die versteckte Kammer. Kein Dämon war zu sehen.

Nur aus dem großen Saal hörte er die Kampfgeräusche – und einen Schrei.

»Inspektooor!«

John vereiste. Mandra Korab! Er war in Gefahr. Wie der Blitz setzte sich John Sinclair in Bewegung, hetzte durch das Arbeitszimmer, erreichte die große Halle – und…

Der Inder lag auf dem Boden. Die letzten drei übriggebliebenen Mönche umtanzten ihn mit wildem Gekreische. Sie hielten die Arme weit über den Köpfen. Die schwarzen Finger umklammerten die gläsernen Dolche, um sie dem Menschen in die Brust zu stoßen. Doch

noch war es nicht soweit.

Noch gab es John Sinclair!

»Hier steht euer Gegner!« peitschte Johns Stimme. Die drei Mönche wirbelten herum. Die schrecklichen Fratzen starrten den Inspektor sekundenlang an. John streckte beide Arme aus. Die Kugel funkelte und gleißte. Sie bedeutete die endgültige Vernichtung der Dämonen. Ein Heulen und Klagen begann. Einer der Mönche streckte den Arm aus, versuchte, eine Flammenwand aufwachsen zu lassen. Die Dämonen starben den Feuertod. Rauchschwaden stiegen auf und sammelten sich an der Decke. Schließlich war es vorbei. Die magische Kraft der Kugel hatte auch die restlichen Dämonen vernichtet. Aus weit aufgerissenen Augen hatten der Inder und John Sinclair dem Schauspiel zugesehen. Unendlich langsam stemmte sich Mandra Korab auf die Beine.

Sein Atem flog. »Das war im letzten Augenblick«, keuchte er.

John setzte die Kugel auf dem Rand des Springbrunnens ab. Sein Blick streifte durch die Halle. Der Inspektor deutete auf die Toten.

»Ja«, sagte er, »wir haben eine Schlacht gewonnen. Aber um welchen Preis.«

Der Inder stand mit gesenktem Kopf da. »Ich hätte nie gedacht, daß sie solch eine Macht besitzen. Sie waren plötzlich da, mußten die Dämonenfallen umgangen haben. Meine Leute hatten keine Chance. Die gläsernen Dolche töteten sie auf der Stelle. Ich konnte im letzten Augenblick einen magischen Kreis ziehen. An die Schwerter kam niemand von uns.«

»Mit den Dolchen hatte es auch noch eine andere Bewandtnis«, sagte John und berichtete von seiner Auseinandersetzung mit dem Mädchen oben in seinem Zimmer.

»Ja«, sagte Mandra Korab. »Diese Waffen verändern einen Menschen, treiben das Böse in ihn hinein.«

John hob einen der Dolche auf. Er zerfiel unter seinem Griff zu Staub. Mit dem Tod der Mönche war auch die Kraft dieser Waffen erloschen. Mandra Korab zertrat die anderen Dolche. John untersuchte die am Boden liegenden Männer. Vielleicht waren sie nicht alle tot. Doch seine Hoffnung wurde zerstört. Sämtliche Diener des Inders lebten nicht mehr. Sie waren schnell gestorben und ohne zu wissen, warum. Mandra Korab wollte zum Telefon gehen, überlegte es sich jedoch anders und blieb dicht vor John stehen.

»Das war erst der Beginn, Inspektor. Wir werden in wenigen Stunden fliegen, um Kalhori endgültig das Handwerk zu legen. Die Zeit war selten so günstig. Die Göttin muß sich erst von ihrer Niederlage erholen…«

***

Es gab keine direkte Verbindung von Dehli nach Zhigatse. Man mußte über Katmandu fliegen. Mandra Korab regelte noch in der gleichen Nacht gewisse Angelegenheiten mit den zuständigen Polizeibehörden. Die Toten wurden von zwei Wagen abgeholt. Wo sie beerdigt wurden, wußte keiner.

Auch Korab und John nicht. In Indien war vieles möglich. Die Sterbeziffer lag so hoch, daß die paar Menschen gar nicht ins Gewicht fielen. Dieses hört sich grausam an, ist aber so. Ein neutrales Taxi brachte Mandra Korab und John Sinclair am anderen Tag zum Flughafen. Korab hatte die Flugkarten telefonisch bestellt. Es lief alles wie am Schnürchen. Ein Kurzstreckenjet flog die beiden Männer nach Katmandu. John schlief während des Fluges. Als der Jet zur Landung ansetzte, wurde er wieder wach. Er fühlte sich gleich wie neugeboren. Mandra Korab lächelte John von der Seite her an. »In Katmandu werden wir Aufenthalt haben. Der Pilot, den ich gechartert habe, hat noch einen Termin.«

John zuckte die Achseln. Ihm war es eigentlich gleich. Der Flughafen von Katmandu war klein, doch tadellos in Ordnung. Die Landung verlief ohne Zwischenfälle. Als John aus dem Flugzeug stieg, konnte er im Norden die eisbedeckten Gipfel des Hochlands von Pamir sehen. Es war eine imposante Kulisse. Sie warteten im Flughafenrestaurant. Hier war es gemütlich warm, und aus versteckten Lautsprechern drang westliche Musik. Ein Ober fragte nach ihren Wünschen. Die Männer bestellten Tee. Mandra Korab hatte die Tasche mit der wertvollen Kugel neben sich auf einen Stuhl gelegt. Die Tasche war eine Spezialanfertigung. Innen mit Samt ausgestattet, war sie fast unempfindlich gegen Stöße. Der Kugel konnte so leicht nichts geschehen. Außerdem besaß die Tasche ein Spezialschloß, das bei unsachgemäßer Öffnung einen Sprengsatz detonieren ließ. Der Tee kam. John, der englischen Tee gewöhnt war, verzog das Gesicht. »Andere Länder – andere Sitten«, murmelte er. Mandra Korab lachte leise. Doch sofort wurde er wieder ernst. »Sicher haben Sie noch Fragen, Inspektor.«

»Und ob«, sagte John. Ihn beschäftigte das Rätsel der Kugel. Einmal gab es Kugeln, die einen Menschen in ihren grausamen Bann zogen, wie er es in London erlebt hatte, und zum anderen besaß Mandra Korab ein Kristall, das genau die gegenteilige Wirkung zeigte. Wie vertrug sich das miteinander? Welche Kräfte wirkten. Und woher kamen diese Kräfte. Mandra Korab erklärte es dem Inspektor mit wenigen Worten.

»Die Dämonen wußten natürlich von meiner Kugel. Ihnen war klar, daß dieses eine Waffe war, der sie nichts entgegensetzen konnten. Also suchten sie nach Auswegen. Sie selbst holten aus der Grotte der Kristalle ihr Material und bauten ebenfalls eine magische Kugel. Doch

deren Kraft war zu schwach. Deshalb erfanden die Dämonen ihre gläsernen Dolche. Im Verein mit den Kugeln geben diese Waffen eine ungeheure Macht.«

»Die stärker ist als ihr Talisman«, sagte John und deutete auf den Koffer.

Der Inder wiegte den Kopf. »Ich weiß es nicht, Inspektor. In meinem Haus haben wir zwar gewonnen, aber wie es in Kalhoris Reich werden wird, kann niemand sagen.«

»Sagen Sie«, wandte er sich an den Inder, »diese Grotte der Kristalle, wo liegt sie?«

Mandra Korab zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht, Inspektor. Das ist eines der Rätsel, die wir nie lösen werden. Die Grotte kann auf der Erde liegen, genausogut aber auch irgendwo auf einem fernen Planeten. Für Dämonen spielen Zeit und Entfernungen keine große Rolle.«

»Ja, das glaube ich Ihnen.«

Nachdenklich nippte der Inspektor an seinem Tee. Er hatte auf einmal Angst vor der ungeheuren Verantwortung, die auf seinen Schultern lastete.

Mandra Korab bemerkte es wohl. »Was ist mit Ihnen, Inspektor?«

John sagte es ihm. Zum Schluß meinte er: »Ich möchte nicht mehr allein dastehen. Man müßte überall in der Welt Freunde sitzen haben. Männer, die die gleichen Interessen und die gleichen Ziele verfolgen wie ich. Auf die Dauer gesehen bin ich zu schwach, den Kampf gegen die jenseitige Welt aufzunehmen. Ich brauche Verbündete.«

»Ich verstehe Sie gut, Inspektor«, erwiderte der Inder. »Und ich möchte Ihnen etwas sagen. Betrachten Sie mich als einen Ihrer Verbündeten. Seien Sie sicher, es werden Ihnen noch mehr Männer begegnen, die so denken wie ich.«

»Das will ich hoffen.«

Mandra Korab blickte auf seine kostbare Uhr. »Jetzt könnte der gute Mann wirklich bald kommen. Ich möchte nämlich heute noch in Zhigatse sein.«

Zehn Minuten später war der Pilot dann da. Es war ein kleiner gedrungener Malaie, der sofort mit einem Redeschwall loslegte und sich wortreich entschuldigte.

Mandra Korab winkte ab. »Starten wir«, sagte er.

Die Starterlaubnis kam schnell, und dann ging es ab. Es wurde ein Flug, der John faszinierte. Sie flogen geradewegs auf die Gebirgskulisse des Himalaya zu. Die Piper gewann an Höhe. Ein strahlendblauer Himmel spannte sich über ihnen. Ein Wetter, wie man es selten antraf. John sah die eisbedeckten Gipfel der Berge unter ihnen dahingleiten. Sie wechselten ab mit tiefen Schluchten und Tälern. Manchmal hatte er das Gefühl, die Piper würde direkt gegen

eine Felswand fliegen, doch der Pilot hatte seine Maschine sicher unter Kontrolle und schaffte auch die schwierigsten Passagen. Drei Stunden dauerte der Flug. Stunden, die John nie vergessen würde. Dann breitete sich auf einmal ein langgestrecktes Tal unter ihnen aus. Und im Mittelpunkt des Tales lag der Ort Zhigatse.

»Sehen Sie nach links«, sagte Mandra Korab.

John drehte den Kopf. Wie eine Streichholzschachtel klebte das Kloster an einem Berghang.

»Dort ist es, Inspektor!«

»Es wird schwierig sein, hinaufzugelangen«, meinte John.

»Es geht.«

Die Piper verlor an Höhe. Das schmale Band einer Landebahn tauchte auf. John sah die silbernen Aluminiumhüllen der Flugzeuge unten im Sonnenlicht blitzen. Die Rollbahn war nicht gerade die beste. Sie wurden bei der Landung ganz schön durchgeschüttelt. Doch dann hatten sie es geschafft.

Der Pilot stand ihnen auch für den Rückflug zur Verfügung, das hatte Mandra Korab mit ihm vereinbart. Falls es einen Rückflug geben sollte…

Zhigatse war eine kleine Stadt. Es gab nur eine asphaltierte Straße. Sie führte weiter bis zur nächsten Ortschaft und kam von Katmandu. Oft war sie verschneit und unpassierbar. Autos gab es wenige in dem Ort. Und wenn, dann waren es alte Wagen, zumeist Vorkriegsmodelle. Die Häuser waren aus graubraunem Lehm oder Stein errichtet. John sah aber auch viele Jurten. Sie wurden meist von den Flüchtlingen aus der Mongolei bewohnt. Zhigatse hatte auch ein Zentrum. John entdeckte sogar ein Hotel und einige Lokale. Das wunderte ihn.

»Zhigatse ist eine Kreisstadt«, erklärte ihm Mandra Korab. »Für diese Verhältnisse sogar eine sehr große Stadt.«

Die beiden Männer saßen in einem der wenigen Taxis, einem uralten Mercedes.

»Und wo geht es jetzt hin?« wollte John wissen.

»Zu einem Bekannten«, erwiderte Mandra Korab. »Er weiß, daß wir kommen.«

Korabs Bekannter wohnte in einem der gelbbraunen Steinhäuser. Er kam nach draußen, als das Taxi hielt.

»Hoang Tu ist Mongole«, erklärte Mandra Korab. »Er hat hier in der Stadt die beste Verbindung zu den Mönchen. An ihn müssen wir uns halten.«

Die Männer begrüßten sich nach althergebrachter Sitte. Sie legten die Hände gegen die Brust und verneigten sich. Hoang Tu trug eine erdfarbene Kutte. Sein Kopf war kahlgeschoren und sein Gesicht bedeckte eine randlose Brille, hinter der zwei wache Augen funkelten. Der Mongole bat die Ankömmlinge in sein Haus. Es bestand im

wesentlichen aus einem großen Raum, in dem es außer einer Schlafstelle und einem niedrigen Tisch eine Unmenge alter Bücher gab. Hoang Tu bat die Männer Platz zu nehmen. Man hockte sich mit gekreuzten Beinen vor den Tisch. Dann begann Mandra Korab zu berichten. Er tat dies in seiner Heimatsprache. Hoang Tu hörte aufmerksam zu. Dann und wann stellte er eine Zwischenfrage. Schließlich öffnete Mandra Korab seinen Koffer und holte behutsam die Kristallkugel hervor. Er reichte sie dem Mongolen. Fast ehrfürchtig nahm Hoang Tu sie in beide Hände. In seinen Augen leuchtete es auf. Er murmelte einige Worte. Mandra Korab wandte sich flüsternd an den Inspektor. »Er hat jahrelang auf diese Kugel gewartet, damit sie die Macht der Dämonen brechen kann. Ich wußte nicht, wie schlimm es steht. Aus dieser Stadt sind in der letzten Zeit zwölf Menschen verschwunden. Die Mönche aus dem Kloster haben sie im Gebirge gefunden. Einige halbverhungert. Zwei waren tot. Die Mönche haben die Lebenden unter ihren Schutz genommen, doch die Menschen sind wahnsinnig gewesen. Die Geister der Dämonen stecken in ihnen. Sie werden, in dem Kloster wie in einem Gefängnis gehalten. Durch die Kugel hofft Hoang Tu, sie erlösen zu können, den Geist der Dämonen aus ihnen herauszutreiben.«

»Wieso haben die Dämonen sie nicht umgebracht?« fragte John.

»Ich weiß es nicht.«

»Aber ich kann es Ihnen erklären, Mr. Sinclair«, sagte Hoang Tu in gebrochenem Englisch. »Die Dämonen der Göttin Kalhori wollten in die Körper dieser bedauernswerten Geschöpfe schlüpfen, um in der Maske eines normalen Menschen Furcht und Terror zu verbreiten. Es ist ihnen jedoch nicht ganz gelungen. Manchmal sind auch der Dämonenwelt Grenzen gesetzt. Ein Teil dieser Höllenkraft wird in den Körpern der Unglücklichen schlummern. Wir werden versuchen, sie mit dieser Kugel zu befreien, um Informationen über die Welt der Göttin zu bekommen.«

Hoang Tu erhob sich. »Laßt uns gehen, ehe es zu spät ist. Die Mönche erwarten uns bereits…«

***

Viele Augenpaare verfolgten den Aufbruch der drei Männer. Die Einwohner von Zhigatse ahnten, was die Fremden vorhatten. Manche Gebete wurden gesprochen und viele hofften, daß die Männer es schaffen würden, die Dämonen zu besiegen. John Sinclair und Mandra Korab hatten von Huang Tu Fellmäntel bekommen. Die Temperatur war plötzlich gesunken. Wie eine weiße Fahne stand der Atem vor dem Mund. Ein steifer Wind fegte von den Bergen und trieb Staubschleier über die Straßen. Die Männer mußten zu Fuß gehen. Der Weg zum Kloster war noch nicht einmal von einem Eselskarren

befahrbar. John fragte sich, wie die Mönche ihre Lebensmittel bekamen. Auch dafür hatte der Mongole eine Erklärung parat.

»Die Mönche sind sehr genügsam«, sagte er. »Sie essen und trinken wenig, leben von der Kraft Buddhas. Und was sie brauchen, wird von den Bewohnern hier in Zhigatse gebracht und an einer bestimmten Stelle hinterlegt.«

Der Ort blieb hinter ihnen zurück. Die Einsamkeit der Bergwelt nahm sie auf. Das Kloster war noch gut zu sehen. Wie angegossen klebte es an dem Berghang. Hoang Tu übernahm die Führung. Noch war der Pfad gut begehbar und der Mongole legte ein beachtliches Tempo vor. Die Schatten wurden länger. John Sinclair glaubte, daß sie vor Sonnenuntergang wohl kaum das Kloster erreichen würden.

Immer wieder warf er einen Blick zu dem Kloster hin. Und jedesmal schien es noch genauso weit entfernt zu sein wie vorher. Der Pfad wurde steiler. Kleinere Steine spritzten unter den Füßen der Männer weg. Immer tiefer drangen sie in die wilde Bergwelt vor. Links gähnte ein Abgrund und rechter Hand stieß eine zerklüftete Felswand in die Höhe. Hoch oben am Himmel zogen zwei Raubvögel majestätisch ihre Kreise. Die Tritte der Männer und das scharfe Atmen waren die einzigen Geräusche. Von Westen her schob sich eine dunkle Wand über das Firmament. Die Dunkelheit kam!

Schon krochen die ersten Schatten der Dämmerung in die tief liegenden Täler und deckten die weiten Grashänge mit ihrem schwarzen Mantel zu. John blickte auf seine Uhr. Schon über zwei Stunden waren sie unterwegs. Kein Mensch oder Tier war ihnen begegnet. Es schien, als wären sie mutterseelenallein auf der Welt. Plötzlich zuckte ein Blitz auf! Sekunden später blieb Hoang Tu stehen.

Er wandte sich um. John sah, daß sich Sorgenfalten in sein Gesicht eingegraben hatten.

»Bekommen wir ein Gewitter?« fragte der Inspektor.

Der Mongole schüttelte den Kopf. »Nein«, erwiderte er. »Dieser Blitz hatte keine natürliche Ursache. Die Dämonen sind unterwegs. Sie wollen uns den Weg zum Kloster versperren. Ich hatte geahnt, daß es schon zu spät ist.«

Wieder zuckte der Blitz auf. Diesmal näher. John war für Sekunden geblendet. Mandra Korab war es nicht anders ergangen. Dann brandete ein höllisches Gelächter auf. Es brach sich an den Felswänden und kam vielfach verstärkt als Echo wieder zurück. Unwillkürlich lief John Sinclair eine Gänsehaut über den Rücken. Mandra Korab tastete unter seine Felljacke. Dort hatte er die Kugel versteckt.

»Laßt uns weitergehen«, sagte Hoang Tu.

Die Männer setzten sich wieder in Bewegung, rechneten jeden Augenblick damit, überfallen zu werden.

»Ich glaube, sie sind noch zu weit weg«, sagte der Mongole. »Noch haben wir Zeit. Wir müssen sie nützen!«

Immer mehr fiel die Dunkelheit über das Land. Sie hatten Taschenlampen mitgenommen, wagten jedoch nicht, sie einzuschalten. Längst verwischten die Umrisse der Felsen, wurden zu drohenden Massen, die aussahen wie Spukbilder aus einem anderen Reich. Von dem Kloster war nichts mehr zu sehen. John und Mandra mußten sich voll und ganz auf ihren Führer verlassen. Plötzlich machte der Pfad einen Knick. Hoang Tu, der als erster ging, stieß einen erschrockenen Ruf aus und blieb stehen.

Fast wäre Mandra Korab gegen ihn gelaufen.

»Was ist?« flüsterte der Inder.

Der Mongole ging ein Stück weiter. »Die Dämonen sind da«, raunte er.

»Wo?« John zischte das Wort durch die Zähne.

Hoang Tu deutete mit dem Arm nach vorn. Es war eine allumfassende Bewegung. »Sie lauem irgendwo in diesen Felswirrwarr.«

»Wie haben Sie das festgestellt?« fragte John.

Der Mongole wandte dem Inspektor das Gesicht zu. »Ich spüre es, habe es im Gefühl.«

John glaubte diesem Mann. Trotzdem durften sie nicht lange diskutieren, sondern mußten, wenn es tatsächlich stimmte, einen Gegenangriff starten. Der Inspektor wandte ich an den Inder. »Sie haben doch die Kugel. Gehen Sie vor.«

Der Inder nickte. Da hielt ihn Hoang Tu am Arm fest. »Ich werde gehen«, sagte er.

Als er bemerkte, daß Mandra Korab protestieren wollte, war er mit drei schnellen Schritten hinter der Felsecke verschwunden.

»Aber er ist doch wehrlos«, sagte Mandra Korab. »Er ist…«

Da hörten sie schon den Schrei. Er war so, gellend und unmenschlich, daß John unwillkürlich seine Hände auf die Ohren preßte. Auch der Inder blieb geschockt stehen. Doch nur für zwei, drei Herzschläge. Dann schrie er: »Los!«

John Sinclair erreichte die Felsecke als erster. Im gleichen Moment erhielt er einen Stoß, der ihn zurück warf. John verlor das Gleichgewicht und prallte auf den Boden. Ein Schatten sprang über ihn weg. Mandra Korab! Der Inder stellte sich den Dämonen zum Kampf, denn er hatte die tödliche Waffe. Die magische Kugel! John, der immer noch am Boden lag, bekam alles aus seiner Froschperspektive mit. Er sah etwa in Kopfhöhe eine bläuliche Lichtwand in der Dunkelheit flirren und dazwischen – wie Schemen aus einem Nebel auftauchend – die gräßlichen Vogelmasken der Dämonen.

Ein mörderisches Heulen erfüllte die Luft. Schreie brandeten auf. Spitz, abgehackt. Blitze zuckten in die Felswände. Gestein löste sich polternd. Und in diesem Inferno aus Heulen und Schreien kämpfte Mandra Korab. Er hielt die Arme mit der Kugel weit von sich gestreckt. Eine urwüchsige Kraft – geboren und erhalten durch viele Jahrhunderte – ging von dem magischen Kristall aus. Die Kugel leuchtete in allen Farben des Spektrums, übertrug die Kraft, die in ihr steckte, auf Mandra Korab, der in diesen Augenblicken über sich selbst hinauswuchs.

»Geht weg, Mächte der Finsternis! Ich verbanne euch in die tiefste Hölle!«

Wie ein Denkmal stand der Inder in den gleißenden Lichtkaskaden. Seine Stimme schallte weit durch die Schluchten der Berge, trieb die mörderischen Dämonen zurück. Die magische Lichtwand der Höllengeister brach zusammen. Die Konturen der Dämonen verwischten. Wutgeheul brandete auf. Die Vogelmasken zerflossen und waren schließlich ganz verschwunden. Noch einmal zuckte ein Blitz auf, dann war auch dies vorbei. Stille breitete sich aus. Erst jetzt erwachte John Sinclair aus seiner Erstarrung. Der Kampf hatte nur Sekunden gedauert, doch John waren sie wie Ewigkeiten vorgekommen. An der rauhen Felswand zog John Sinclair sich hoch. Mit wankenden Schritten ging er auf Mandra Korab zu. Der Inder hielt noch immer die Kugel in den Händen.

»Sie hat uns gerettet«, sagte er leise.

John kam erst langsam wieder zu Atem. »Was ist geschehen?« fragte er mühsam.

»Die Dämonen hatten eine magische Falle aufgebaut. Sie hatten Glück gehabt, Inspektor. Einen Schritt weiter, und es wäre aus gewesen. Vielleicht hat sie aber auch meine Kugel gerettet, denn als Sie den Sprung wagten, hielt ich sie schon in der Hand.« John fühlte, wie er in seiner Kehle trocken wurde. Trotz der kalten Luft war er schweißgebadet. Siedendheiß fiel ihm der Mongole ein.

»Hoang Tu! Was ist mit ihm?«

»Er liegt dort«, sagte Mandra Korab. Erst jetzt sah John den Körper des Mongolen. Er lag am Abgrund. Der rechte Arm pendelte schon über die Tiefe. John ging neben dem Mongolen in die Knie.

»Er ist tot«, hörte er Mandra Korab sagen. »Wir können ihm nicht mehr helfen.«

John knipste seine kleine Taschenlampe an, leuchtete in Hoang Tus Gesicht. Mandra Korab hatte recht. Dem Mann war nicht mehr zu helfen. Aber wie mußte er gelitten haben. Gesicht, Hände – alle freien Körperstellen waren verbrannt. John sah das schwarze Fleisch, aus dem nur die Augen wie starre Glasmurmeln hervorstachen.

»Mein Gott«, murmelte der Inspektor erschüttert.

»Er hat sich geopfert«, sagte Mandra Korab leise. »Er wußte, daß er sterben würde, er hat es mir gesagt. Hoang Tu hat die Dämonen in den letzten Sekunden seines Lebens noch abgelenkt, um uns den Weg zu ebnen. Wir haben ihm zu danken!«

John zog den leblosen Körper auf den schmalen Pfad. »Wir werden ihn mit in das Kloster nehmen. Buddha wird sich seiner Seele annehmen«, sagte John.

»Ja«, erwiderte der Inder. »Diesen Dienst müssen wir ihm erweisen.«

Die beiden Männer hoben den Körper auf. Es würde noch beschwerlicher werden als vorher, denn ihren Führer hatten sie verloren. Plötzlich stutzte John Sinclair. Mandra Korab hatte die Reaktion des Inspektors ebenfalls bemerkt. »Was ist los?«

»Ich habe Licht gesehen. Sollten die Dämonen zurückkehren?«

»Wo?« Der Inder wandte den Kopf.

John zeigte die ungefähre Richtung an. »Da, jetzt wieder!«

Es waren kleine Lichtpunkte, die hin und hertanzten. John Sinclair und Mandra Korab zogen sich in den Schatten der Felswand zurück. Plötzlich hörten sie leisen Gesang. Er klang monoton und…

»Es sind die Mönche«, sagte Mandra Korab. »Sie suchen bereits nach uns.«

John Sinclair atmete auf.

***

Dong…!

Der Widerhall des Gongschlages dröhnte durch die große Tempelhalle. Das Gebet der über vierzig Mönche stockte. Der monotone Singsang endete wie abgeschnitten. Stille breitete sich aus. Die Mönche verharrten in kniender Stellung, wandten die kahlgeschorenen Köpfe dem großen Eingangsportal der Halle zu. Drei Männer erschienen dort. Einer von ihnen war Europäer, der andere Inder. Er trug einen Toten auf den vorgestreckten Armen. Neben Mandra Korab stand der Lama, das geistige Oberhaupt des Klosters. Er hatte die Hände in die weiten Ärmel seiner Kutte geschoben. Nichts regte sich in seinem Gesicht. Nur die Augen schienen zu leben. Sie glitten über die knienden Mönche. John hatte das Gefühl, daß ihnen kein Detail entging. Minutenlang sprach niemand ein Wort. Unbeweglich, fast wie Statuen standen die Männer da. Dann sagte der Lama etwas in seiner Heimatsprache.

Die Rede dauerte einige Minuten. John hatte Zeit, sich die Halle genauer anzusehen. Die Atmosphäre war ihm fremd. Er persönlich fand keine innere Beziehung zu diesem Kloster und den Mönchen, die darin lebten und ihr Leben mit Meditation und Gebeten verbrachten. Trotz allem akzeptierte John diese Religion und er ordnete sich auch unter. Die Gebetshalle des Klosters war sehr hoch. Säulen stützten die

Decke. Sie war mit Symbolen aus der Welt des Buddhismus bemalt. An der Stirnseite der Halle stand ein riesiger Steinaltar. Auf ihm saß ein vergoldeter Buddha. John hatte schön viele der Götterfiguren gesehen, doch diese übertraf in den Ausmaßen alle anderen. Der Lama hatte seine Rede beendet. Zwei noch junge Mönche erhoben sich und kamen mit lautlosen Schritten auf Mandra Korab zu. Sie nahmen dem Inder den Toten ab und trugen ihn aus der Tempelhalle.

»Er bekommt ein würdiges Begräbnis«, sagte der Lama. »Seine fleischliche Hülle ist verendet, aber sein Geist ist in das Nirwana, das wir uns alle ersehnen, eingekehrt.«

Der Mönch hatte Englisch gesprochen, so daß John Sinclair ihn auch verstehen konnte. Auf ein Zeichen des Lamas hin wandten sich die übrigen Mönche wieder ihren Gebeten zu. Schon bald füllte das Klappern der Gebetsmühlen und der für einen Europäer einschläfernde Singsang die Tempelhalle. Der Lama führte seine beiden Gäste in eine ihm zur Verfügung stehenden Kammer. Er war ein kleiner Raum und äußerst spartanisch eingerichtet. Es gab zwei Stühle und eine Schlafgelegenheit.

Diese entpuppte sich als normales auf dem Boden liegendes Holzbrett. In der einen Raumecke stand eine kleinere Buddhafigur. Der Lama bot den beiden Männern die Stühle an. Er selbst blieb stehen.

Mandra Korab war es, der berichtete. Er tat das in einer Sprache, die John nicht verstand. Die nachfolgende Unterhaltung jedoch wurde auf englisch geführt.

»Ich wußte, daß irgendwann Menschen kommen würden, die der Schreckengöttin Kalhori den Tod bringen. Aber auch die Schergen der Göttin werden daran glauben müssen. Diese Schergen, die wir nicht in ihrem unterirdischen Reich festhalten konnten. Es waren abtrünnige Mönche, die sich der Göttin zugewendet hatten, und ich muß gestehen, daß auch einige von uns dabei sind. Noch ist die Göttin mit unserem Fluch belegt worden. Noch kann sie den magischen Ring nicht durchbrechen. Aber der Ring bröckelt. Schon ist es den Dienern der Kalhori gelungen, Angst und Entsetzen zu verbreiten. Wir haben die Unschuldigen, die in ihre Hände gefallen sind, gefunden. Ihr Geist war verwirrt. Sie waren nicht mehr fähig zu denken und zu handeln. Ich werde euch zu ihnen führen, damit ihr selbst sehen könnt, wie die Dämonen in den Körpern der Unglücklichen stecken. Doch ich hoffe, die magische Kugel wird ihnen die Erlösung bringen.«

John Sinclair, der bisher schweigsam zugehört hatte, wollte noch etwas wissen. Ihn interessierte allein der Zugang zum Reich der Göttin Kalhori.

»Wie können wir zu der Göttin gelangen?« fragte er.

»Geduld«, erwiderte der Lama. »Nur ich kenne den Zugang, und es

müssen bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein, um überhaupt hindurchschlüpfen zu können. Die Dämonenwelt ist ein Zwischenreich, das normalerweise für die Sterblichen unerreichbar ist. Nur ich bin einer der wenigen, die Eingänge und Tore kennen.«

Damit war für den Lama das Thema erledigt. John Sinclair mußte dies akzeptieren, ob er wollte oder nicht. Der Lama verbeugte sich und machte den Vorschlag, zu den Gefangenen hinunterzugehen.

Die Männer standen auf. Sie gingen durch hohe, kahle Gänge, an dessen Wänden in unregelmäßigen Abständen Fackeln brannten. Oft kamen ihnen Mönche entgegen. Sie verbeugten sich vor dem Lama und gingen erst dann weiter. Der Inspektor hatte ein beklemmendes Gefühl. Für einen Europäer mußte es eine Strafe sein, hier zu leben. Es wurde kaum gesprochen. Nur die Gebete der Mönche begleiteten sie während ihres Ganges. Vor einer einfachen Holztür blieb der Lama stehen. Mit einem Schlüssel öffnete er die Tür. Es ging in die Tiefe. Breite Steinstufen führten nach unten. Kalte Luft schlug den Männern entgegen. Auch hier steckten in eisernen Haltern brennende Fackeln. Die Flammen geisterten über meterdickes, urwüchsiges Gestein. Das Singen der Mönche hörten sie nicht mehr. Dafür drang ein anderes Geräusch an ihre Ohren. Schreien und Wehklagen. John Sinclair lief eine Gänsehaut über den Rücken. Er machte sich auf das Schlimmste gefaßt. Doch seine bösesten Ahnungen wurden noch übertroffen, Sie erreichten eine unterirdische Felshalle, die zur Hälfte durch ein Eisengitter getrennt war. Und hinter den Gittern wohnte das Grauen. Gräßliche Gestalten tanzten auf dem nackten Steinboden. Sie waren ehemals Menschen gewesen, doch hatten sie nichts Menschliches mehr an sich. Sie waren zu Opfern der Dämonen geworden. Einige der bedauernswerten Geschöpfe kamen auf das Gitter zugerannt und klammerten ihre Fäuste um die Stäbe. Ihre Körper waren verändert. John sah nur noch klumpenähnliche Gebilde, in denen die Beine fast ganz verschwanden. Dafür waren die Arme überlang geworden, und die Köpfe hatten die Größe von dicken Melonen. Mund und Nase waren verschwunden, nur noch die Augen glotzten starr und ohne Leben auf die drei Männer. Andere wieder besaßen in ihrem Gesicht nur noch einen Mund, der die gräßlichen, verzweifelten Schreie ausstieß. Wieder andere lagen apathisch auf dem Boden. Sie hatten aufgequollene Bäuche, die sich hoben und senkten. Der Lama beobachtete den Inspektor.

»Es sind immer noch Menschen«, sagte er. »Und wir müssen alles versuchen, sie zu retten.«

John nickte stumm. In seiner Kehle hatte sieh ein Kloß gebildet. Das Grauen strich mit unsichtbarer Hand über seinen Rücken.

»Wie existieren diese Geschöpfe?« fragte er. »Nehmen sie Nahrung zu sich?«

»Nein.« Der Lama schüttelte den Kopf. »Sie leben einfach. Ohne Speisen und ohne Trank. Sie sind zu Geschöpfen der Dämonenwelt geworden und damit anderen Gesetzen unterworfen.«

Mandra Korab griff unter den Mantel. Als seine Hände wieder zum Vorschein kamen, umspannten sie die Kugel. Die Augen des Mönches leuchteten auf, als sie das magische Kristall sahen. Er murmelte einige Worte. Plötzlich wurden die Gestalten in dem Käfig ruhig. Sie kamen an das Gitter, auch die, die auf dem Boden gelegen hatten. Irgend etwas hatte sie aufgeschreckt. War es der Bann der Kugel? Noch lag sie ruhig und sicher in Mandra Korabs Hand. Dann begann der Inder zu sprechen. Mit leiser, aber dennoch deutlicher Stimme. Uralte Beschwörungsformeln drangen über seine Lippen. Überlieferungen aus Zeiten, als die Erde noch von den Dämonenwesen bewohnt waren.

John Sinclair, der gebannt dem Schauspiel zusah, wußte nicht, wohin er zuerst schauen sollte. Er sah plötzlich die Veränderung der Kugel, sah das Farbenspiel und erkannte, daß eine bläulich flirrende Aura den Kristallkörper umgab. Im gleichen Moment begannen sich die Gestalten zu verändern. Ihre Körper dehnten sich, Rauch stieg aus ihren Mündern und strömte gegen die Decke. Blitze zuckten auf. Gellende Schreie ertönten. Fratzen schwebten auf einmal in der Steinhalle. Fratzen aus Rauch und Qualm. Gierige Hände streckten sich den atemlos wartenden Männern entgegen, doch der magische Schutzschild der Kugel hielt die zurück. Die Rauchwolken quirlten durch den Käfig, wurden zu langen gräßlichen Gestalten, die sich noch einmal auf ihre Opfer stürzen wollten. Die Macht der Kugel war stärker! Die Schreckensgestalten aus dem Dämonenreich zerplatzten wie Seifenblasen.

Zurück blieben ihre Opfer. Sie lagen auf dem Boden, waren in einen tiefen, todesähnlichen Schlaf gefallen, aus dem sie wieder als normale Menschen erwachen würden. Mandra Korab hatte sie mit seiner magischen Kugel von der Schreckensherrschaft der Dämonen befreit. Die Kugel hatte wieder ihre normale Farbe angenommen. Er zeigte auf die Schlafenden. »Sie werden wieder in ihre Dörfer zurückkehren können.«

Zum erstenmal sah John Sinclair auch bei dem Lama eine Gefühlsregung. Ein befreiendes Aufatmen drang aus seiner Brust.

»Du hast die Probe bestanden«, sagte er zu dem Inder. »Du und dein Freund – ihr werdet auch die Göttin ein für allemal vernichten. Und nun kommt mit. Ich will euch das Tor in die Dämonenwelt zeigen.«

Der Lama schritt auf die Treppe zu. Mandra Korab folgte ihm dichtauf. Nur John Sinclair blieb noch einen Augenblick sinnend an dem Gitter stehen. Er konnte noch keine rechte Freude empfinden.

Noch existierte die Schreckensgöttin…

Die Zeit verging. John Sinclair und Mandra Korab hatten von dem

Lama einen kleinen Raum zur Verfügung gestellt bekommen. Noch konnten sie nicht in das Dämonenreich eindringen. Erst um Mitternacht war es ihnen möglich, als Sterbliche das Tor zu überwinden. John Sinclair trank Tee.

Ein Mönch hatte ihn serviert, in breiten Schalen. Das Getränk war bitter und zog den Gaumen zusammen, löschte jedoch den Durst. Speisen hatte John abgelehnt. Er konnte erst wieder etwas essen, wenn alles vorbei war. Im Kloster war es still. Selbst die Gebete der Mönche waren verstummt.

Man hatte sich zur Nachtruhe hingelegt, bis auf einige, die ihren Wachdienst versehen mußten.

Stundenlang patrouillierten sie durch die Gänge und murmelten dabei Gebete. Mandra Korab hatte sich auf die Erde gehockt. Er war in eine Art Trancezustand versunken. Die Kugel stand vor seinen gekreuzten Beinen. Der Inder konzentrierte sich auf diese Weise auf die ungeheuer gefährliche Aufgabe, die vor ihm lag. John Sinclair zündete sich eine Zigarette an. Gedankenverloren sah er dem blauen Rauch nach. Er dachte an seinen Freund Bill Conolly, den er in London zurückgelassen hatte und der bestimmt jetzt gern dabei gewesen wäre. Schließlich klopfte es an die Tür. John Sinclair sprang auf. »Ja.«

Da wurde die Tür schon aufgezogen. Der Lama trat ein. »Es ist soweit«, sagte er. »In wenigen Minuten ist das Reich der Dämonen offen. Folgt mir.«

Die Männer gingen in die große Tempelhalle, in der der riesige Buddha stand. Zwischen dem Rücken der Götterfigur an der Wand gab es eine Stelle, durch die sich soeben ein Mensch quetschen konnte. Der Lama ging voran. Nach drei Schritten blieb er stehen. John hatte seine Taschenlampe eingeschaltet. In ihrem Licht erkannte er die magischen Zeichen auf der Tempelwand.

»Hier ist die Grenze«, flüsterte der Lama und deutete auf einen Kreis, der seltsam leuchtete.

»Es ist der Eingang ins Dämonenreich. Er ist nur für eine Minute frei. Denkt daran. Genauso ist es mit eurer Rückkehr, Ihr müßt pünktlich sein. Nach unserer Zeitrechnung morgen mittag.«

John blickte auf seine Uhr. »Noch eine Minute«, sagte er.

Der Lama sah die beiden Männer an. In seinen Augen standen Sorge und Hoffnung. Über die Lippen des Mönches drangen leise Gebete. Uralte Texte, die Geister und Dämonen beschwören sollten.

Noch dreißig Sekunden!

Plötzlich griff der Lama unter seine Kutte. Er holte einen armlangen Stab hervor, den er John Sinclair reichte.

»Du darfst nicht schutzlos das Reich der Finsternis betreten. Das ist der Zauberstab des Gottes Schiddhu. Nimm ihn und schlage die

Dämonenpest zurück.«

Noch zehn Sekunden!

Der Lama zog sich zurück. Jetzt waren John Sinclair und Mandra Korab nur noch auf sich selbst angewiesen.

Fünf Sekunden!

Plötzlich begannen die magischen Zeichen auf der Tempelwand zu strahlen. Es schien, als würden zwei ungeheure Kräfte aufeinanderprallen. John sah, wie die Konturen der Zeichen verwischten, wie plötzlich eine Öffnung in der Felswand entstand.

Das Tor zum Dämonenreich!

John Sinclair und Mandra Korab taten zwei Schritte vor – und…

Innerhalb von Sekundenbruchteilen waren sie verschwunden. Das Dämonenreich hatte sie verschluckt…

***

Einige Herzschläge lang spürte John Sinclair einen ungeheuren Sog, der seinen Körper in die Tiefe riß. Vor seinen Augen platzten bunte Farbblasen auf, etwas preßte ihn mit Macht in eine bestimmte Richtung – und dann war alles vorbei. Der Inspektor stand in absoluter Finsternis. Sein erster Gedanke galt dem Inder. »Mandra!« rief er flüsternd. Keine Antwort.

John Sinclair erstarrte. Angst keimte plötzlich in ihm hoch. Sollte der Inder es nicht geschafft haben?

John rief noch einmal. Wieder kein Echo. Der Inspektor streckte die Arme aus, tastete um sich. Er griff ins Leere. Vorsichtig tat er einige Schritte. Der Boden unter seinen Füßen war hart. Es gab keine Unebenheiten. John ging über eine glatte Fläche. Wie Marmor, dachte er. Er erinnerte sich an seine Lampe, knipste sie ein. Der Lichtstrahl durchschnitt die Finsternis, verlor sich jedoch in der unendlichen Schwärze. John Sinclair fühlte sich unendlich allein. Sollte der Inder den Weg nicht geschafft haben? Oder war er vielleicht ganz woanders gelandet?

Johns Herz klopfte rasend schnell. Er ging weiter. Die Lampe hielt er in der Rechten. Ein paarmal schwenkte er sie im Kreis. Überall das gleiche. Kein Punkt, an dem er sich orientieren konnte.

Wo mochte er hier sein? Der Inspektor schaltete die Lampe aus, blieb stehen und konzentrierte sich voll auf sein Gehör. Kein Laut drang an seine Ohren. Er hörte nur sein eigenes Atmen. Die Stille zerrte an seinen Nerven. Dazu kam das Wissen, in einem Reich gelandet zu sein, von dessen Existenz nur die wenigsten wußten. John Sinclair schüttelte das Angstgefühl ab. Er durfte sich nicht selbst verrückt machen, mußte sich voll auf seine Aufgabe konzentrieren. Aber war es nicht bereits zu spät? Hatte die Schreckengöttin nicht schon längst gewonnen? John ging weiter. Schritt für Schritt durchmaß er die

drohende Dunkelheit. Er verlor jegliches Gefühl für Raum und Zeit. Plötzlich hörte er die Stimmen. Sie schienen von allen Seiten zu kommen. Wispernde, raunende Laute.

Die Stimmen kreisten John ein. Gelächter drang an seine Ohren. Etwas wischte über sein Gesicht.

Die Dämonen waren da! John brach der Schweiß aus. Er hatte plötzlich das Gefühl, den Kampf verloren zu haben. Er malte sich bereits in schrecklichen Farben sein Ende aus. Ende…?

Johns Gedanken stockten. Noch war es nicht soweit. Aber wie kam er überhaupt drauf? Sollten es die Dämonen bereits geschafft haben, in sein Bewußtsein zu dringen? John Sinclair hielt es nicht mehr länger aus. Er hob den Arm, drückte auf den Knopf der Taschenlampe. Das Licht flammte auf.

Wie unter einem Peitschenschlag zuckte John zusammen. Die Dämonen standen vor ihm. Es waren Mönche Diener Kalhoris. John sah unter den Kapuzen Gesichter, die keine waren. Blaugraue, schwammige Flächen starrten ihn an. Aus den weiten Ärmeln schauten verbrannte, klauenartige Hände. John Sinclair wirbelte herum. Sie standen auch hinter ihm. Der Inspektor war eingekreist. Er war in der Gewalt der Höllenheere. Überall standen sie. Hatten einen dichten Ring um den Inspektor gebildet. Für wenige Augenblicke flammte der Kampfeswille in John Sinclair auf, doch dann sah er ein, daß Widerstand zwecklos war. Die Gestalten kamen näher, zogen den Kreis dichter. Die schwammigen Gesichtsflächen verzogen sich. Höhnisches Kichern traf Johns Ohren. Die Dämonen freuten sich über ihren Sieg, wußten, daß ihr Opfer nicht mehr entkommen konnte. Zwei Klauen packten Johns Arme. Die Gestalten, die ihn festhielten, standen hinter seinem Rücken. Andere wollten nach Johns Beinen greifen. Der Inspektor trat wild und verzweifelt um sich. Seine Fußspitzen drangen in die widerlich, weichen Körper der Dämonen, ohne ihnen jedoch Schmerz zufügen zu können. Die Taschenlampe fiel John aus der Hand. Sie brannte am Boden weiter. Ab und zu sah John die schrecklichen Gestalten in den Lichtstrahl eintauchen. Dabei wurde ihm wieder das Aussehen dieser Dämonen überdeutlich bewußt. John wehrte sich verbissen. Es war ein aussichtsloser Kampf. Irgend etwas wurde ihm plötzlich über den Kopf gezogen. Das war für John das Ende.

Etwas krachte mit mörderischer Gewalt gegen seinen Kopf. Einen Lidschlag später war John Sinclair bewußtlos.

***

Der Inder Mandra Korab kauerte in der riesigen Tempelhalle. Noch hatten Sie ihn nicht entdeckt.

Mandra war, als er das Tor ins Dämonenreich durchschritten hatte,

hier aufgetaucht. Vergeblich hatte er nach John Sinclair gesucht und sich schließlich fast damit abgefunden, daß der Inspektor nicht mehr am Leben war. Mandra Korab war in das Zentrum der Dämonenwelt geschleudert worden.

In das Reich der Göttin!

Die riesige Steinfigur der Kalhori hob sich vor ihm ab. Die Göttin sah aus wie ein unheimlicher Vogelkopf mit einem langen, gekrümmten Schnabel, der fast bis zur Erde reichte. Eine rötlich, grüne Lichtaura umfloß die Umrisse des Vogels. Aus zwei großen Öffnungen links und rechts oberhalb des Schnabels kroch ätzender Rauch, der sich in der Unendlichkeit der Tempelhalle verlor. Zu Füßen der Steinfigur waren Altäre aufgebaut. Skelette der unglücklichen Opfer lagen darauf, die die Göttin ausgespien hatte. Der Inder hockte hinter einem mannshohen Stein und beobachtete ein grauenhaftes Ritual.

Ein Mensch sollte geopfert werden!

Kalhoris Diener, gesichtslose, gräßliche Gestalten in langen Kutten hielten den Unglücklichen fest.

Es war ein Mensch aus der normalen Welt. Der Mann war nicht bewußtlos. Aus weit aufgerissenen Augen, in denen der Irrsinn flackerte, starrte er auf die Schreckensgestalten. Der Mensch lag auf dem Altar. Eine der Horror-Gestalten trat dicht vor die Göttin. Sie breitete beide Arme aus und begann mit einem seltsamen Gesang, von dem Mandra Korab kein Wort verstehen konnte. Aber er sah den Erfolg. Der Rauch, der aus den Augenhöhlen der Figur gequollen war, stockte. Mandra sah, wie sich die leeren Höhlen mit einer wasserklaren Flüssigkeit füllten, die zu zwei riesigen Augen wurde.

Dann bewegte sich der Schnabel. Der Stein veränderte sich, wurde weich und geschmeidig. Die Götzenfigur lebte. Zwei riesige Flügel breiteten sich aus. Die Schwingen hoben sich auf und ab. Die Schreckensgestalten wichen zurück, fielen vor der Göttin auf die Knie. Der einzige, der dem Blick standhielt, war Mandra Korab, Er beobachtete die grauenvolle Verwandlung der Göttin weiter. Der Vogelkopf war auf einmal verschwunden, hatte sich innerhalb von Sekunden aufgelöst. Etwas Anderes trat an seine Stelle.

Ein riesiges Gesicht!

Das Gesicht einer Frau. Dem Inder stockte der Atem. Was er sah, ging über seinen Verstand. Hier war ein Geschöpf entstanden, das es nicht geben durfte. Halb Vogel – halb Frau. Eine grauenvolle Bestie, die sich von Menschenopfern ernährte. Ein Geschöpf, das Jahrtausende alt war, und nun wieder zum Leben erwachte.

Die Göttin Kalhori!

Das Gesicht der Göttin schwebte jetzt dicht über dem wehrlosen Opfer. Mandra Korab wußte, was kommen würde. Dieser gräßliche Menschenkopf würde diesen Mann verschlingen und hinterher das

Skelett ausspeien. Aber durfte er, Mandra Korab, es soweit kommen lassen? War er nicht verpflichtet, einem Geschöpf seiner Rasse beizustehen? Mandra überlegte nicht mehr länger. Die Zeit drängte. Er wollte sich der Göttin zum Kampf stellen. Die Finger des Inders umklammerten die Kugel. Würde sie ihm helfen? Reichte ihre Kraft aus, um gegen die Göttin zu bestehen? Ein gräßliches Fauchen drang aus dem Mund des Frauenkopfes. Die Lippen öffneten sich. Ein unheimlicher Schlund wurde sichtbar.

Jetzt! Mandra Korab sprang hinter seiner Deckung auf.

»Halt!«

Seine Stimme hallte in dem Dämonentempel wider. Kalhori stockte. Das Gesicht verzerrte sich, wandte sich dem zu, der es gewagt hatte, sie zu stören. Mandra Korab stand dicht vor dem Altar. Er hatte die Hände über den Kopf gehoben. Das kalte rote Feuer der Kugel brannte zwischen seinen Fingern. Hinter seinem Rücken stimmten die Diener der Göttin ein schreckliches Geheul an. Sie spürten bereits die magische Kraft der Kugel, wichen zurück. Aber würde die Kraft auch ausreichen, um die Göttin zu vernichten? Das riesige Gesicht schwebte über dem Inder. Es hatte sich verzerrt.

Wut, Angst und Haß spiegelten sich in den Zügen. Die überdimensionalen Vogelschwingen peitschten die Luft. Mandra Korab wurde von einem plötzlichen Sog erfaßt. Er taumelte. Du mußt die Kugel festhalten! Schrie es in ihm. Du mußt…

Seine Gedanken stockten. Er fühlte plötzlich wie eine dämonische Kraft auf ihn einströmte, wie die Göttin alles mobilisierte, um den Kampf zu gewinnen. War die Kugel stärker? Das Kristall wurde spröde, begann zu bröckeln. Angst umklammerte den Inder. Plötzlich tauchten überall gläserne Dolche auf, rasten auf ihn zu. Wenn die Kraft der Kugel jetzt nicht stark genug war…

Die Dolche prallten an dem unsichtbaren Schutzschild, der sich um den Inder gelegt hatte, ab. Wieder stießen sie gegen ihn vor. Kalhori setzte sämtliche Höllenkräfte ein. Das Kristall der Kugel knirschte – aber es hielt. Die Göttin heulte auf. Sie kam gegen die Kraft der Kugel nicht an, stand dicht vor ihrer Niederlage. Mandra Korab leistete Übermenschliches. Der magische Körper in seiner Hand schillerte in allen Farben, hatte den ersten großen Ansturm überstanden. Mandra Korab hatte die erste Schlacht gewonnen. Die Göttin zog sich zurück, verwandelte sich innerhalb von Sekunden wieder zu der Steinfigur. Mandra Korab wandte sich um. Wie eine undurchdringliche menschliche Mauer standen ihm die Diener der Göttin gegenüber. Im gleichen Augenblick bildeten die Höllenknechte eine Gasse. Eine Prozession bewegte sich durch den Tempel. Mandra Korab sah, wie sechs dieser schrecklichen Wesen ein weiteres Opfer trugen. Man hatte über den Kopf des Mannes eine Kapuze gezogen. Die Spitzen der

gläsernen Dolche schwebten über seinem Körper. Eine furchtbare Ahnung stieg in dem Inder hoch. Die Gestalten blieben stehen. Eine faulige schwarze Hand griff nach der Kapuze, zog sie weg! Mandra Korab sah seine Ahnung bestätigt. Das zweite Opfer war John Sinclair!

***

Der Inspektor war völlig hilflos der dämonischen Übermacht ausgeliefert. Ein höllisches Gelächter schallte durch die Unendlichkeit der Tempelhalle, Kalhori hatte es ausgestoßen. Die finstere Göttin hatte doch noch gesiegt, wußte, daß der Inspektor ein Druckmittel gegen den Inder war. Das Gelächter brach ab.

»Kommt näher!« hallte ihre Stimme.

Mandra Korab verstand kein Wort, begriff aber den Sinn des Befehls, als sich die Dämonenknechte in Bewegung setzten. Langsam kamen die gesichtslosen Kreaturen näher. Vier von ihnen trugen den bewußtlosen Inspektor. Die Schritte der Kuttenträger waren schleppend, die Gestalten wirkten wie Puppen, die man aufgezogen hatte. Dicht vor einem Altar blieben sie stehen. Es waren insgesamt drei Altäre. Auf einem lag das erste unglückliche Opfer. Die beiden anderen waren für John Sinclair und Mandra Korab reserviert.

»Legt ihn auf den Stein!« befahl die Göttin.

Die Dämonenknechte gehorchten.

»Zieht ihm die Kapuze ab.«

Das Tuch wurde dem Inspektor vom Kopf gestreift. Die Lichtaura, die die Steingöttin umgab, reichte gerade aus, daß Mandra Korab einigermaßen etwas erkennen konnte. Der Inspektor hielt die Augen geschlossen. Ein dünner Blutfaden rann von seiner Stirn über die Wange, dicht an Johns rechtem Mundwinkel vorbei. Die Altarplatte war so breit, daß selbst noch die Skelette der unglücklichen Opfer darauf liegenbleiben konnten. Es war ein Bild voller Grauen und Schrecken. Mandra Korab stand wie festgewachsen auf seinem Platz. Das magische Feuer der Kugel war verloschen. Sie war nichts anderes mehr als ein normales Kristall. Die Auseinandersetzung mit der Göttin hatte der Kugel die letzte magische Kraft genommen. Damit war auch Mandra Korabs Schicksal besiegelt! Und das der beiden anderen Opfer. Der Inder ließ seine Arme sinken. Er fühlte sich innerlich ausgebrannt. Sein Kampfeswille war erloschen, dahingeschmolzen wie Schnee in der Sonne. Die Höllenwesen hatten sich ihm zugewandt. Formlose, metallisch glänzende Gesichter starrten Mandra an. Der Inder las keine Gefühlsregung in diesen Flächen. Kein Haß, keine Feindschaft – nichts. Und das fraß an Korabs Nerven. Er wußte nie, wann sie angreifen würden. Aber das war Mandra Korab eigentlich schon egal. Wieder zischte die Göttin einen Befehl. Augenblicklich drangen die Kuttenwesen gegen den Inder vor. Innerhalb von

Sekunden kreisten sie ihn ein. Mandra reagierte viel zu spät. Er wollte noch den Kreis durchbrechen, doch verbrannte, schwarz glänzende Arme stießen ihn zurück. Schon bald war er überwältigt. Sie schleiften ihn zu einem Altar. Mandra spürte den Geruch, der von diesen Wesen ausging, und ihm wurde übel. Hart warfen sie ihn auf den Stein. Erst jetzt bemerkte Mandra Korab die feinen Dämpfe, die aus dem Innern des Altars stiegen. Sie rochen süßlich und abstoßend.

Wie Blut! Der Inder schluckte. Er lag genau auf dem mittleren der drei Altäre. Vor ihm – zu seinen Füßen – lag John Sinclair, und hinter ihm in der Reihe das erste unglückliche Opfer, das er hatte retten wollen. Kalhoris Diener hatten sich um die Altäre gruppiert. Die glatten Gesichter waren verschoben. Es hatten sich Öffnungen gebildet, aus denen ätzender Rauch quoll. Mandra Korab würgte.

Der Rauch legte sich schwer auf seine Lungen. Er hatte auf einmal das Gefühl, ersticken zu müssen.

Ob ersticken, oder von der Göttin gefressen zu werden. Es blieb sowieso alles gleich. Der Inder atmete nur noch leicht durch die Nase. So ließ es sich einigermaßen ertragen. Er wollte sich auf die Seite drehen. Sofort packten die Klauen der Dämonendiener zu. Die Griffe waren fest, glichen Schraubstockbacken. Der Inder stöhnte. Schmerz pulste durch seinen Körper. Die Mönche preßten ihn zurück. Endlich ließen sie los. Mandra Korab keuchte. Er fühlte, daß er nicht mehr lange durchhalten konnte. Zuviel war auf ihn eingestürmt. Plötzlich traten die Höllenknechte zurück. Mandra Korab drehte ein wenig den Kopf. Über sich sah er den gräßlichen Schnabel der Göttin. Die Schnabelspitzen schienen direkt auf seine Stirn zu zielen. Ein Stoß, und sein Kopf war nicht mehr da.

Angst packte den Inder wie eine Klammer. Einer zweiten Haut gleich lag der Schweiß auf seinem Körper. Da begann Kalhori zu sprechen. Und sie tat es in einer Sprache, die auch Mandra Korab verstehen konnte.

»Ihr habt es gewagt, der Göttin entgegenzutreten. Zwei jämmerliche Menschen wollten meine Rückkehr vereiteln. Und ich gebe zu, daß ihr es fast geschafft habt. Aber nur fast. Von dir, Mandra Korab, wußte ich, konnte mich auf dich einstellen, und meine Diener haben dir in deinem eigenen Haus eine große Niederlage bereitet. Leider konntest du entkommen. Und mit dir dein Freund, dieser Mann aus dem fernen England. Ich hatte von ihm gehört, allerdings nicht geahnt, daß er so stark ist. Aber jetzt nützt euch das gar nichts. Ihr seid in meiner Gewalt. Und niemand ist bisher aus meinem Reich entkommen. Ein Reich, das ihr zwar als dreidimensional empfindet, das aber doch dimensional ist. Es ist ein Zwischenreich. Nur manchmal, an bestimmten Zeiten und Punkten, kann man in das diesseitige Reich gelangen und umgekehrt. Euch ist es gelungen, mich zu sehen. Doch

mehr auch nicht. Schon bald wird der Fluch der Verbannung gelöst sein, und ich kann auf die Erde zurückkommen, um ihr mein Zeichen aufzudrücken. Doch nun zu euch. Du, Mandra Korab, wirst zusehen müssen, wie ich den Mann, den du retten wolltest, als Opfer nehme. Anschließend wird es dir ebenso ergehen. Und als letzter kommt dein Freund an die Reihe. Auch er wird sich nicht wehren können!«

Weit riß Mandra Korab die Augen auf. Der Schnabel der Göttin war halb geöffnet. Der Rauch, der daraus hervordrang, hatte eine grünliche Farbe. Jetzt ruckte der Schnabel ein Stück zur Seite, verharrte genau über dem ersten Opfer. Der Unglückliche hinter dem Inder bekam das alles gar nicht mit. Sein Geist war bereits vom Wahnsinn gezeichnet. Die Höllenknechte begannen mit einem gräßlichen Heulen. Es war die Todesmelodie für das erste Opfer. Gläserne Dolche wischten durch die Luft, warfen zuckende Lichtreflexe. Der Schnabel beugte sich tiefer. Mandra Korab, geschockt durch dieses gräßliche Schauspiel, lag stocksteif auf dem Altar. Unwillkürlich schloß er die Augen.

Sekunden vergingen.

»Aaaahhh!«

Ein kurzer Schrei übertönte das Heulen der Dämonen, Mandra Korab öffnete die Augen. Jäh sprang ihn das Entsetzen an und verschlang ihn.

»Nein!« ächzte der Inder. »Nein!«

Er wandte den Kopf. Als er wieder aufsah, war von dem Mann nichts mehr zu sehen. Der riesige Schnabel bewegte sich leicht. Mandra Korab stöhnte. Das Grauen dieser gräßlichen Welt hielt ihn wie eine Zange umklammert. Sein Körper bebte. Der Inder wußte mit Sicherheit, daß er der nächste war. Ein wenig neidete er Inspektor Sinclair die Bewußtlosigkeit. So brauchte er wenigstens nicht mit anzusehen, wie…

Korabs Gedanken stockten. Weit öffnete sich der Schnabel der Göttin. Etwas rutschte heraus. Ein Skelett! Die Knochen fielen auf den Altar. »Und nun zu dir!« hörte er die grauenhafte Stimme.

»Lange habe ich auf den Moment gewartet. Jetzt ist es soweit.«

Wieder begannen die Dämonen mit ihrem gräßlichen Geheul, leiteten den Beginn des Todesrituals ein. Für ihn, Mandra Korab! Pfeifend zog der Inder den Atem ein. Er hatte den Mund zu einem Schrei geöffnet, doch kein Laut kam über seine Lippen. Es war alles zu grauenhaft. Die Dämonenwelt kannte keine Gnade. Langsam senkte sich der Schnabel, öffnete sich eine Armlänge weit. Überdeutlich nahm der Inder das Bild in sich auf. Warum werde ich denn nicht ohnmächtig! schrie es in ihm. Warum denn nicht. Doch das Schicksal war nicht gnädig. Die gesichtslosen Wesen traten zurück, wollten sich an dem Schauspiel ergötzten. Ihr Gesang hatte aufgehört. Jetzt kam Kalhoris große

Stunde. Jetzt endlich würde sie einen ihrer gefährlichsten Gegner vernichten. Die Schnabelspitze schwebte haargenau über Mandras Kopf. Der Inder roch die widerlichen Ausdünste. Zwei, drei Sekunden hatte er vielleicht noch zu leben. Dann war alles vorbei. Mandra Korab, der den Kampf mit der Dämonenwelt aufgenommen hatte, gab sich verloren…

***

Wie ein feiner Nadelstich drang der gellende Schrei des unglücklichen Opfers in John Sinclairs Bewußtsein. Der Inspektor öffnete die Augen. Dunkelheit umgab ihn. Im ersten Moment wollte John die Panik übermannen, doch dann arbeitete sein klarer Verstand. Die Ereignisse fielen ihm wieder ein. Er war in die Dämonenwelt geschleudert worden, hatte die gesichtslosen Wesen getroffen, und dann. Wo war er hier gelandet? Hatte man ihn vielleicht in die Hölle geschleift. Behutsam drehte John Sinclair den Kopf zur anderen Seite. Und da standen sie. Die Höllenknechte mit ihren metallisch schimmernden, unbewegten Gesichtern. Die gleichen Wesen, die auch John Sinclair überwältigt hatten. Stocksteif blieb der Inspektor liegen. Unter seinem Rücken fühlte er harten Stein. Ätzende Dämpfe stiegen in seine Nase. Er mußte zu den Dämonenwesen hinaufsehen, demnach lag er auf einer Erhöhung. Vielleicht auf einem Altar? Altar. Genau das war es. Und wer auf einem Dämonenaltar lag, würde geopfert werden. Als erstes bewegte John Arme und Beine. Es ging. Er war nicht gefesselt. Unendlich langsam hob er die rechte Hand. Die Schreckensgestalten starrten alle an ihm vorbei, konzentrierten sich auf einen anderen Vorgang und merkten nichts von Johns Bewegungen.

Seine Hand glitt über das schweißfeuchte Hemd, tastete sich unter die Jacke – und…

Der Stab des Gottes Schiddhu! Vielleicht Jahrtausende alt und geweiht mit Dämonenbannern. John hatte sich den Stab nicht genau ansehen können, wußte aber, daß seltsame Zeichen und Symbole in das Holz eingeschnitzt worden waren. Die Finger seiner rechten Hand umklammerten das geweihte Holz. Und plötzlich verließ ein Kraftstrom den Stab und nahm von Johns Körper Besitz.

Der Inspektor fühlte sich mit einemmal leicht und frei. War in einer Verfassung, es mit jedem Gegner aufnehmen zu können. Auch die Angst und das Entsetzen waren verflogen.

»Und nun zu dir!« drang eine Stimme an Johns Ohr. »Lange genug habe ich auf den Moment gewartet. Jetzt ist es soweit!«

Siedendheiß fiel John der Inder ein. Nur ihm konnten die Worte gegolten haben. Er sollte das nächste Opfer sein. John Sinclair mußte etwas unternehmen. Jetzt, noch in dieser Sekunde. John vertraute voll

und ganz der Kraft des Stabes – und seiner eigenen Stärke. Mit einem Schrei sprang John von der Altarplatte hoch. Die Dämonen und die Göttin waren völlig überrascht. Breitbeinig stand John an dem Kopfende des Opferaltars, hielt den Stab mit beiden Fäusten fest umklammert. Der Dämonenbanner des Gottes Schiddhu strahlte eine unbändige Kraft aus. Feurige Blitze zuckten dem gräßlichen Maul der Göttin entgegen. Kalhori stieß einen nervenzerfetzenden Schrei aus. Die Fratze verzerrte sich, der Schnabel wurde kleiner, und ein riesiges Maul wie der Höllenschlund selbst öffnete sich. Eine gräßliche stinkende Wolke drang daraus hervor. Die Diener der Göttin hatten sich auf die Erde geworfen. Sie heulten und kreischten in gräßlichen Tönen. Plötzlich fegte ein eisiger Wind durch die Dämonenhalle, hob die Schreckensgestalten hoch wie welke Blätter und jagte sie dem Höllenschlund entgegen. John Sinclair stand wie ein Fels in der Brandung. Ihm – ein Wesen aus Fleisch und Blut – konnte dieser Sturm nichts anhaben. Genau wie Mandra Korab, der immer noch auf dem Altar lag und der Vernichtung der Göttin mit weit aufgerissenen Augen zusah. Schreiend verschwanden die letzten Dämonendiener in dem feurigen Schlund. Aber noch war die Göttin nicht besiegt.

Noch kämpfte sie. Ging über die Metamorphose. Eine grauenhafte Verwandlung setzte ein. Der obere Teil der Fratze löste sich auf. Umrisse eines riesigen Frauengesichtes wurde sichtbar. Augen traten hervor, der Teil einer Nase. Das Grauen zerrte an John Sinclairs Nerven. Er hatte plötzlich Angst, daß die Kraft des Stabes nicht ausreichte. Er sah wie sich das Gesicht – halb Mensch, halb Dämonenfratze – vorbeugte. Da griff John Sinclair zum allerletzten Mittel. Er beugte sich zurück, schwang seinen Arm weit über den Kopf und warf mit einer gewaltigen Bewegung den magischen Stab in den Rachen der Göttin. Es wirkte wie der berühmte Funke auf dem Pulverfaß. Wie von Urgewalten getrieben, platzte Kalhori auseinander. Unbeschreibliche Gewalten wurden frei. Feuer, Rauch und Sturm vereinigten sich zu einem Inferno. Mörderische Schreie mischten sich in das Tosen. Mandra Korab war von dem Altar aufgesprungen. Er stand neben John, zitterte genau wie der Inspektor am gesamten Körper. Plötzlich schwankte der Boden unter ihren Füßen. Entsetzt klammerten sich die Männer aneinander. Ein reißender Sog zerrte sie mit sich fort. Sie rasten genau auf eine Wand zu, wurden wie Spielbälle umhergeschleudert. Die beiden Menschen waren zwischen den Fronten der Reiche gelandet.

»Johnnnn…!«

Mandra Korabs Schrei gellte noch einmal auf, dann fraß den Inder eine unendliche Schwärze. Sekunden später war auch John Sinclair in den Tunnel der Zeiten eingetaucht…

***

Mandra Korab und John Sinclair wurden zur gleichen Zeit wach. Für einen Augenblick sahen sie sich konsterniert an. Dann kam die Erinnerung zurück.

»Wir haben es geschafft!« flüsterte John.

Sie waren gerettet.

»Ich glaube, wir haben alles nur geträumt!« sagte Mandra Korab leise.

»Nein!« John schüttelte den Kopf und deutete dann auf Mandras Fingerspitzen. Der Inder hob die Hände. Die Fingerkuppen waren blutig. Eine letzte Erinnerung aus der Dämonenwelt.

***

Einige Tage später traf John Sinclair wieder in London ein. Am Flughafen wartete jemand auf ihn.

Bill Conolly. »Du bist mir ja vielleicht einer!« begrüßte er den Inspektor. »Läßt mich hier sitzen und saust in der Weltgeschichte herum. Weißt du, was die Quacksalber alles mit mir angestellt haben?«

John lachte. »Erzähl mir lieber nichts.«

»Ja«, knurrte Bill. »Das glaube ich, davon willst du nichts wissen. Aber gefunden – haben die Weißkittel nichts.«

»Sei froh, daß du gesund bist«, erwiderte John. »Andere würden wer weiß was dafür geben.«

»Ha, ha.«

John steuerte den Taxistand an.

»He, wo willst du denn hin?« rief der Reporter.

»Zum Yard.«

»Kommt nicht in Frage. Sheila hat dich eingeladen.«

»Das ziehe ich selbstverständlich vor. Liegt irgendein besonderer Grund vor?«

Bill fletschte die Zähne. »Und ob. Sie will dir nochmals dafür danken, daß du mich quasi auf die galante Art unschädlich gemacht hast.«

»Das nenne ich einen Grund«, rief John.

»Freu dich nur nicht zu früh«, sagte Bill. »Beim nächstenmal bin ich wieder mit von der Partie, darauf kannst du dich verlassen.«

ENDE